Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 30 (1948)

Heft: 43

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 29. Oktober 1948 | Erscheint jeden Freitag | 30. Jahrgang Nr. 43

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

XLVII. Generalversammlung des „Bund Schweizerischer Frauenvereine"

El. St. Es sind immer wichtige und mit schwerem Verhandlungsstoff beladene Tage, diese zwei herbstlichen „Bundestage", die jährlich „irgendwo" in der Schweiz stattfinden und wo das weibliche Parlament über alle die Fragen und Probleme verhandelt, welche uns Frauen beschäftigen und zu deren Lösung beizutragen wir auch als Schweizerbürger II. Grades uns verpflichtet fühlen. Immer wieder muß ich denken: Es ist doch etwas ganz Seltsames und ganz Großes, dieses Pflichtgefühl der Schweizer Frauen, das sie immer wieder dazu antreibt, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ihrer Arbeit für das Wohl ihres Landes aus ihrer politischen Rechtlosigkeit erwachsen, das zu tun und zu erfüllen, was sie als ihre Pflicht erachten. So auch in Neuchâtel! An einem wunderbaren Herbsttag in einer unserer schönsten Landesgegenden tagten gegen 200 Frauen in dem großen schönen Ratssaal, den eine liebenswürdige Behörde ihnen zu ihrer Tagung zur Verfügung gestellt hatte.

Der Jahresbericht orientierte allgemein über die geleistete Arbeit, erwähnte die sehr erfreulich verlaufene internationale Zusammenkunft mit deutschen und österreichischen Frauen in St. Gallen, den z. T. erfolgreichen Kampf gegen Bars und Dancings, wobei besonders des so gut geglückten Versuchs der alkoholfreien Wirtschaften in Zürich gedacht wurde. In der Alkoholfrage berichtete die Präsidentin über die Arbeit in der Eidgenössischen Kommission, deren Mitglied sie ist, und Frl. Dr. Quinche orientierte über die Tätigkeit der Gesetzesstudienkommission, worauf die Versammlung folgende Resolution annahm:

„Die in Neuenburg an der Generalversammlung des B. S. F. tagenden Frauen haben einen Bericht über den Entwurf der Revision der Alkoholgesetzgebung entgegengenommen.

Sie sind überzeugt, daß die während des Krieges getroffenen Maßnahmen zur Einschränkung des Brennens lebensnotwendiger Nahrungsmittel, um diese in erster Linie dem Konsum der Bevölkerung zuzuführen, wie auch die Vorschriften, die den Produzenten einen angemessenen Preis garantieren, in hygienischer und fiskalischer Beziehung gute Resultate gezeitigt haben.

Sie sind der Ansicht, daß diese Vorschriften durch Aufnahme in die ordentliche Alkoholgesetzgebung beibehalten werden sollten, und sie hoffen, daß die stimmberechtigten Bürger der Gesetzesrevision das erforderliche Verständnis entgegenbringen."

Die Erledigung der statutarischen Geschäfte erfolgte rasch und fließend. Der Appell der Delegierten ergab die Zahl von 131 vertretenen Sektionen, die Wahl von Frau Haemmerli-Schindler, Zürich als neue Präsidentin, und Fräulein Wuest, Zürich als neues Vorstandsmitglied, bewies den beiden Frauen das Vertrauen der Bundesmitglieder. Frau Jeannet, die nach vierjährigem Präsidium ihr Amt niederlegt, nach den großen Anforderungen, welche die verworrene Nachkriegszeit an sie stellte, bleibt noch im Amt, bis die vorgesehene Neuorganisation vor Jahresende zustande gekommen ist. Kommt sie nicht zustande, wird Frau Haemmerli an ihre Stelle treten, kommt sie zustande, so wird eine Neuwahl des Vorstandes auf Grund der neuen Statuten erfolgen. — Fräulein Evard, welche seit langen Jahren die Erziehungskommission gestaltet und mit großem Erfolg geleitet hat, wurde zu deren Ehrenpräsidentin ernannt. Die Sammlung bei den Sektionen für die Europahilfe, die ganz auf freiwilliger Basis erfolgte, ergab das schöne Resultat von fast 38 000 Franken, wobei bei dieser Gelegenheit nachgeholt sei, daß durch einen Druckfehler in unserem Blatt bei den privaten Gaben 500.— Fr. in der Druckerschwärze untergegangen sind. (Wofür wir nachträglich um einen gütigen „Pardon" bitten!)

Ein von der Gastsektion liebenswürdig gebotener Tee fügte eine erwünschte Pause ein. Aber bald rief die unerbittliche Glocke wieder zur Arbeit. Von draußen winkten einige glührote Blätter durch die hohen Bogenfenster, zwitscherten einige Vögel in gutem Französisch ihr Abendlied — aber die Frauen harrten aus, bis gegen 24 Uhr, wo die Präsidentin endlich die lange und ermüdende, der Neuordnung gewidmete Sitzung schließen konnte.

Der neue Statutenentwurf umfaßt 27 Paragraphen, die durchberaten sein wollten. Fräulein Dr. Nägeli leitete die Verhandlungen ungemein sicher und fließend, die Rededauer von 5 Minuten genügte den Delegierten um ihre Wünsche und Einwände zu formulieren. Zu reden gab vor allem der neue Name des Bundes, und je länger man darüber nachdenkt desto weniger versteht man, warum die Aenderung eines Namens, der überall sich eingebürgert und guten Klang hatte, einen so ausschlaggebenden Einfluß auf die Gewinnung der verschiedenen noch abseits stehenden Verbände haben soll. Wahrscheinlich wird auch die erweiterte Organisation im öffentlichen Bewußtsein weiter kurz und gut als „Bund" weiterleben, ob das „Schweizerisch" am Anfang, in der Mitte oder am Ende stehen wird. Auch in der neu vorgesehenen Organisation wird die Mitgliedschaft kleiner Vereine, einzelner Sektionen der großen Verbände erwünscht und wertvoll sein. Wichtig scheint es uns, gerade im Hinblick auf einige unserer großen Frauen-Organisationen, daß in den Statuten deutlich betont wird, daß der vorgesehene Dachverband auf den in unserer Verfassung festgelegten demokratischen Grundsätzen aufgebaut wird. Das Schweizerische Frauensekretariat soll in die neue Organisation eingebaut werden.

Kurz vor 8 Uhr wurde der Entwurf in erster Lesung von der ziemlich gelichteten Versammlung angenommen, wobei man sich wirklich im Stillen fragen mußte, ob dies bei den doch sehr zahlreichen Abänderungsanträgen eigentlich ganz richtig gewesen sei. Immerhin wird die zweite Lesung wohl noch allerlei Vorschläge und Anträge bringen können, denn erst bei den Statuten-Verhandlungen in gemeinsamer Arbeit reifen die Wünsche und Bedenken.

Der Abend brachte eine durch den späten Beginn und die vorangegangene Ermüdung etwas verkürzte gesellige Zusammenkunft, bei welcher uns die Neuenburgerinnen in Wort und Musik und zwei hübschen Filmen einige reizende hors d'œuvres vorsetzten, die den Geschmack nach mehr reizten.

Am Sonntagmorgen hörten die Delegierten nach dem Besuch der Gottesdienste, oder einem kurzen Bummel durch den göttlich schönen Herbstmorgen ein Referat von Frl. Dr. Renée Girod über die „Frauenorganisationen und die Vereinigten Nationen". Dieses wird in deutscher Uebersetzung in extenso in einer der nächsten Nummern unseres Blattes erscheinen.

Der ausgezeichnete Vortrag von Universitäts-Rektor Prof. Eddy Baur «La Suisse en face de l'Europe de 1948» führte uns in sehr realistischer und keineswegs optimistischer Art in die politische Situation der Schweiz in der gegenwärtigen verworrenen Zeit ein. Sein Zutrauen in die Wirksamkeit der «UNO» ist sehr gering, und da wo Frl. Dr. Girod an die Notwendigkeit einer bewußten und intensiven Mitarbeit zu Gunsten des Friedens appellierte, zeichnete der Redner die Situation so, daß er es für leichtsinnig halten würde, wenn die Schweiz in bezug auf ihre Neutralität oder andere nationale Eigenheiten oder Notwendigkeiten das Opfer von etwas Sicherem, d. h. von etwas das wir kennen und haben, gegen etwas, von dessen Zukunft wir sehr wenig wissen, und das uns absolut keine Sicherheiten bieten kann, bringen würden. Die Schweiz muß die großen Veränderungen in der Welt ertragen, erdulden ohne an den großen Torheiten der anderen Völker teilgehabt zu haben, oder am Sieg beteiligt zu sein, wodurch wir nur indirekt am Frieden, aber sehr direkt an der heutigen Unordnung und Desorganisation teil haben.

Die große innere Geschlossenheit der Schweiz von 1939—1945 war wie ein nationales Wunder, war eine göttliche Fügung. Durch die Verschiedenheit der politischen Bekenntnisse und Sympathien, kann das Volk auseinandergerissen und dadurch die Neutralität als Tradition gefährdet werden. Aber dieselbe der UNO zu liebe aufzugeben, die keine entsprechende Sicherheit dagegen bietet, unverantwortlich, denn in der Charta von San Franzisco existiert kein Gleichgewicht zwischen den Pflichten und Rechten der kleinen Nationen. Das Veto-Recht ist ein sehr dunkler Punkt in den UNO-Bestimmungen, es wurde bis jetzt meist angewendet um für das Ideale zu stimmen, und contra jeden Vorschlag der von einem selber Opfer oder Nachgeben verlangte. Ein kurzer Rundblick über die gegenwärtige Situation der uns umgebenden Länder malte diese schwarz in schwarz, wobei einen der Optimismus, den der Redner in bezug auf Frankreich aufbrachte, gerade im gegenwärtigen Moment äußerster Krisengefahr beinahe etwas seltsam berührte. Er verglich das heutige Frankreich mit demjenigen unter den letzten Karolingern, und wenn er sagte, daß das Volk, das Land Frankreich trotz allem, auch unter der Führung der heute unfähigen in Paris regierenden «carolingiens» tapfer, vernünftig und gesund sei, so stützte er sich dabei auf den Gedanken eines Historikers der feststellte, daß wenn das Land in seiner Politik auch «mal organisé» sei, das französische Heim — le menage français — immer gut «organisé» sei, und daran sei Frankreich immer wieder gesund geworden.

Zum Schluß warnte der Redner davor, sich durch die Alarm-Nachrichten und Artikel aus Amerika allzusehr beeindrucken zu lassen. Diese seien dort nötig, damit Onkel Sam in seinem bequemen Schaukelstuhl nicht wieder in einen verhängnisvollen Schlaf zurückfalle. Ebenso glaubt er an die oft bewiesene Vernunft Stalins in der Führung seiner in- und auswärtigen Politik. Und immer sei es besser, wenn man schon einem Fehler fröhnen wolle, nicht dem Pessimismus zu verfallen, sondern dem Optimismus, der wenigstens «un défant gai» (ein fröhlicher Fehler) sei.

Das gemeinsame Mittagessen brachte neben einem guten Essen einige liebenswürdige und z. T. geistreiche Reden des Stadtpräsidenten, Herrn Humbert Droz, welcher in Auftrag des Comité centenaire allen Teilnehmerinnen eine hübsche Broschüre aus der Kollektion «Le Pays de Neuchâtel» überreichte; von der Schriftstellerin Dorette Berthoud, die in witziger Weise ihre Vaterstadt vorstellte, Monsieur Eddy Baur, der die Frauenorganisationen um Förderung und Unterstützung der Ziele der Studentinnen bat, über deren Leistungen er Erfreuliches zu sagen wußte. Ein Vertreter der Schweizerwoche legte uns noch die Ziele derselben ans Herz und eine unserer alten „Kämpferinnen", deren Namen mir leider entgangen ist, sprach der scheidenden Präsidentin den herzlichen Dank aller aus, was die Anwesenden mit dem Gesang «qu'elle vive» lebhaft unterstützten.

Der schöne Nachmittag brachte noch eine kurze Seefahrt durch eine unvergleichlich schöne abendliche Stimmung, als beglückenden Abschluß einer Tagung, an der wir Frauen, dank der liebenswürdigen Gastfreundschaft der Neuenburgerinnen wieder einmal mehr haben fühlen dürfen, wie eng verbunden wir unter «confédérées» sind durch die gemeinsamen Ziele für die wir uns einsetzen.

Gedanken zur Schweizerwoche

Wie jedes Jahr wirbt dieser Tage in den meisten Geschäften unseres Landes das Plakat der Schweizerwoche — eine Stickerin mit dem eidgenössischen Kreuz auf dem Stickrahmen — für unsere einheimischen Waren. Die Propagierung schweizerischer Waren ist heute — leider — wieder eine große Notwendigkeit geworden. Nach jahrelanger Isolierung machte sich bei uns in der Nachkriegszeit ein mächtiger Hunger nach fremden Spezialitäten und modischen Erzeugnissen geltend. Er wurde noch geschürt durch eine zielbewußte Propaganda mit dem psychologisch sehr geschickten Ar-

Salome brennt durch

6

Roman von Ida Frohnmeyer

Merkwürdig, der Detektiv, vor dem ich mich zuerst gefürchtet habe, wäre mir jetzt geradezu willkommen. Es dünkt mich nämlich unheimlich, daß Großmama sich gar nicht um mich bekümmert und niemand hinter mir herschickt. Es ist doch heute der vierte Tag, seit ich von zu Hause weggegangen, und Großmama hat doch gewiß gleich am ersten Tag einen Detektiv engagiert, wenigstens hätte sich das für eine gewisse Großmama gehört. Aber ich habe, trotzdem ich in diesen Tagen fast unaufhörlich durch die Straßen gegangen, nie bemerkt, daß mich jemand verfolgt. Allerdings, wenn ich es bemerkt hätte, wäre ich furchtbar erschrocken, und ich hätte versucht, ihm zu entwischen, um mich schleunigst in meiner Bude zu verstecken. Denn ich will keineswegs unter Großmamas Fittiche zurück. Aber ich will auch nicht, daß sie mich so gleichgültig behandelt, daß sie, die sich nach jeder Stecknadel bückt, mich, ihre einzige Nachkommenschaft, einfach ihrem Schicksal überläßt. Oder sollte sie am Ende krank sein? Wäre es möglich, daß mein Fortgehen sie derart getroffen, daß sie einen Schlaganfall erlitten hat und der Sprache beraubt ist? Das wäre furchtbar, ganz unausdenkbar schrecklich, und nie könnte ich wieder eine frohe Minute erleben.

Während ich mein Frühstück verzehrte in einer verräucherten kleinen Beiz unserer Gasse, gingen mir diese Gedanken fortwährend im Kopf herum, und ich besann mich hin und her, wie ich etwas über Großmama ausfindig machen könnte. Zuletzt verfiel ich auf eine ganz einfache Lösung: ich würde im Schutz der Dunkelheit in unser Dorf wandern — Tram fahren war natürlich ausgeschlossen —, und dann könnte ich hinten im Garten über die Mauer steigen und mich ans Haus heranschleichen. Felix und ich haben das beim Indianerlisspielen mehr als einmal gemacht.

Als ich diesen Plan gefaßt hatte, war ich einigermaßen beruhigt, und nun machte ich mich auf den Weg ins Gotterbarmgäßlein.

Woher nur dieser Name stammen mag? Gewiß aus grauem Mittelalter, und vielleicht steckt sogar irgendetwas Schönes dahinter. Auf alle Fälle wollte ich ihn einmal als gutes Omen für mich ansehen. Aber als ich die Stufen des gotterbärmlichen Gäßleins wieder herunterschritt, dachte ich ganz anders, nämlich: der Name bedeutet, Gott möge sich jedes erbarmen, der in dieses Haus eintreten und sich unter die Spitze, bebrillte Nase der Frau Schirmer stellen muß. Für mein Gefühl sollte man an solche Posten die allerschamantesten Leute stellen, die den armen Glücksuchenden Mut machen, sich teilnehmend nach ihren Umständen erkundigen, die nicht stechenden Blicks sagen: „Was — noch nie gedient?! Ja, glauben Sie denn Stellen für Nichtkönner stünden gerade parat, wenn sie sich melden? Perfekte Köchinnen könnten wir gleich unterbringen, auch Mädchen für alles. Uebrigens, wenn Sie noch nie gedient haben, können Sie doch nicht als Zimmermädchen gehen! Verstehen Sie denn etwas von den Obliegenheiten eines solchen? Sie dürfen keine unwahren Angaben machen, um sich eine Stelle zu erschwindeln — da kämen wir in ein schönes Renommée!"

Ich war wütend und gedemütigt in einem, und als sie partout wissen wollte, woher ich über Zimmerdienst Bescheid wisse, fing ich vor Bedrängnis an zu stottern, worauf das weibliche Ungeheuer bemerkte: „Was — und Sie stottern auch noch? Das geht nicht an beim Servieren!"

„Beim Servieren!" sagte ich erstaunt. „Da spricht man doch nicht. Großmama wenigstens wünscht einen absolut stillen Service."

O weh, ich war versehentlich aus Sabine Burg in Salome Burcklin geschlüpft! Frau Schirmer legte die Feder nieder, lehnte sich über den Tisch und betrachtete mich mit Blicken, die sich wie Stecknadeln in mein Gesicht, in mein Jackettkleid, ja, sogar in meine Strümpfe und Schuhe bohrten. Einen Augenblick durchzuckte mich der fürchterliche Gedanke, ob Großmama mich etwa durchs Radio habe verfolgen lassen. Aber nein, selbst wenn sie sich dieser neumodischen und bisher immer verächtlich behandelten Sache bedient hätte, wäre ja die Beschreibung total anders gewesen. Sie hätte von langen Locken geredet, und auch die Angabe meiner Kleider hätte ins Blaue hinein geschehen müssen, da ich verschiedenes mit mir genommen, Großmama also nicht wissen konnte, in welchem Habit ich mich durch die Straßen schlängeln würde.

Ich atmete auf, ergriff meinen sinkenden Mut gerade noch am letzten Zipfel und sagte mit unbefangenem Lächeln: „Meine Großmutter war nämlich Herrschaftsköchin und hat viel mit Zimmermädchen zu tun gehabt."

Da fielen die Stecknadeln alle von mir ab, und Frau Schirmer grollte: „Also daher Ihre Vorkenntnisse! Das hätten Sie doch gleich sagen können, daß Ihre Großmutter Herrschaftsköchin war und Sie angeleitet hat! — Also im Augenblick gibt's nichts. Aber ich will Sie vormerken — drei Franken bitte!"

„Und kann ich morgen wieder vorbeikommen?"

„Das können Sie, wenn Sie die Zeit nicht reut!"

Hätten mich in diesem Augenblick irgendein mächtiger Geist gefragt: welchen Wunsch kann ich dir erfüllen? Du darfst ihn äußern, und sei er noch so groß! hätte ich geantwortet: „Erhabener Geist, gestatte, daß ich diesem Drachen eine herunterhaue!"

Vielleicht ahnte Frau Schirmer meine Gedanken, denn sie zog sich plötzlich in den Hintergrund zurück, und als eine neue Klientin den Raum betrat, schickte sie ihre Mitarbeiterin vor. Diese gab mir gerade noch, ehe ich aus der Tür trat, einen belustigten Blick. Es war, als hätte sie mir einen glänzenden Ball zugeworfen, und ich fing ihn auf und spielte mit ihm das ganze Gäßlein hinunter.

Das Mittagessen nahm ich wieder in der kleinen Beiz ein. Es gab eine famose Kartoffelsuppe und daneben Speck und Bohnen, und das kostete nur Fr. 1.80. Aber ich war nachher so durstig, daß ich mir noch einen Kaffee crême bestellte, und so kam die Rechnung mit dem Trinkgeld auf Fr. 2.65. Das Frühstück war Fr. 1.10 gewesen, das Büro hatte 3 Fr. verschlungen — mein Mammonberg war also schon wieder um Fr. 6.75 kleiner geworden. Und dabei war ja der Tag noch nicht zu Ende! — Ich nahm mir vor, auf den Vieruhrtee zu verzichten und das Nachtessen sehr bescheiden zu gestalten. Und dann fiel mir ein, daß ich mir Waschlappen kaufen müsse, weil ich keine eingepackt. Auch die Pantoffeln hatte ich leider vergessen. Aber neue zu kaufen, getraute ich mich einfach

gument: „Lange Entbehrtes kommt wieder herein". Fremdes lockt uns Schweizer immer, und dazu gesellt sich noch oft die Tatsache, daß solche Waren billiger sind, aus Gründen, die in den Machtbereich der hohen Politik fallen. Einer wahren Importflut auf der einen Seite steht aber unser rückläufiger Export auf der andern Seite gegenüber, denn Schweizer Waren sind heute in der Welt draußen weniger begehrt als Schweizer Franken.

Die Schweizerwoche will sich nicht etwa in Gegensatz zu unserem lebensnotwendigen Güteraustausch mit dem Ausland stellen, sondern sie will durch Verständigung aller Branchenangehörigen das notwendige Gleichgewicht zwischen Import und landeseigener Produktion herstellen. Unsere Arbeitnehmer sind an einem solchen Ausgleich in großem Maße interessiert. Der Konsument kann seinen Lebensstandard nur dann aufrecht erhalten, wenn der Verdienst weiterhin gesichert bleibt.

Die Werbung für Schweizer Arbeit, diese Aufgabe gehört, neben Presse und Radio, hauptsächlich in den Aufgabenkreis des Detailhandels. Und gerade hier muß man — wenigstens in Zürich — eine betrübliche Tatsache feststellen. Die großen Warenhäuser, die dank ihrer ebenso großen Reklamebudgets eine besondere Anstrengung unternehmen können, sollen hier nicht als Wegweiser genannt werden. Was man aber bei einem Gang, sei es durch die Außenquartiere oder Innenstadt — abgesehen von wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen — vermißt, ist eine gewisse festliche Stimmung in den Auslagen der kleineren Geschäfte, ein bewußtes Mithelfen am verbindenden Solidaritätsgedanken. Das Schweizerwoche-Plakat hängt oder liegt irgendwo mehr oder weniger gut sichtbar im Schaufenster oder fristet sein Dasein eingeklemmt in einem Stapel Waren. Wie leicht könnte die Vermutung auftauchen, daß das Plakat nur deshalb ausgehängt ist, weil es sich „gehört" und daß der erzielte Tagesumsatz tausend Mal mehr bedeutet. Man sagt uns Schweizer nicht vergebens nach, wir seien die besten Kaufleute der Welt. Sicherlich, Uhren, Lederwaren und dergleichen lassen sich leichter ausstellen; doch dürfte sich mit Waren, die vielleicht für das Auge weniger verlockend, für unsern täglichen Bedarf aber notwendig oder sonstwie beliebt sind, bestimmt auch eine freundliche, einladende Auslage herrichten lassen. Was machen allein schon ein paar Blumen aus! Es braucht keine untragbaren zusätzlichen Kosten, es braucht etwas Liebe zur Sache. Wollen und etwas Phantasie. Und letztendlich handelt es sich wieder um Propaganda, denn abgesehen davon, daß längst nicht alle Schweizer ihre einheimischen Produkte kennen, sollte gerade im Rahmen der Schweizerwoche das Interesse der bei uns zu Gast weilenden Ausländer an schweizerischen Erzeugnissen vermehrt geweckt werden.

In diesem Zusammenhang darf auch wieder einmal auf den bedeutenden Anteil der Schweizer Frauen in Industrie, Gewerbe und Handel aufmerksam gemacht werden. Wir zählen heute mehr als 800 000 erwerbstätige Frauen, inbegriffen die Bäuerinnen und die im Betrieb des Mannes mitarbeitenden Frauen. Ein Drittel der gesamten schweizerischen Erwerbsarbeit wird durch Frauen geleistet. Auf vielen von ihnen liegt dazu die Arbeit eines Haushaltes. Vier Fünftel aller Einkäufe des laufenden Bedarfs werden durch die Frauen getätigt. Sie verausgaben jeden Tag etwa 10 Millionen Franken, das sind mehr als drei und eine halbe Milliarde Schweizerfranken im Jahr. Sie kommen auf allen Gebieten mit den verschiedensten Problemen in Berührung, zu denen sie sich mitbestimmend äußern möchten; aber sie sind rechtlos. Und trotzdem sind sie sich ihrer wirtschaftlichen Verantwortung für unsere Heimat bewußt und halten auch das Jahr hindurch die Ziele der Schweizerwoche hoch, die darin bestehen, daß sie den einheimischen Produkten den Vorzug geben. O. R.

Vorschlag zum Problem „Leistungslohn"

Für ein paar Stunden möchte ich aus meiner eigenen in die Haut eines kaufmännischen Angestellten schlüpfen, der, obwohl er die genau gleiche Arbeit verrichtet wie die weibliche Angestellte am Nebenpult, bedeutend mehr verdient als sie, und zwar ganz einfach deshalb, weil Männerarbeit allgemein besser bezahlt wird als Frauenarbeit. Dann möchte ich einmal die Gefühle eines Lehrers teilen, der vernimmt, daß eine Mutter auf dem Rektorat der Schule vorgesprochen und gebeten hat, ihr Kind nicht in seine, sondern in die Klasse von Fräulein X einzuteilen, weil diese viel mehr leiste als ihr Kollege, und der dabei doch ganz bestimmt darum denken muß, daß die Lektionen der erfolgreicheren Frau zu einem niedrigeren Ansatz honoriert werden als die seinigen. Es würde mich tatsächlich interessieren, was in einem solchen Moment in einer Männerseele vorgeht. Da ich selber höheren Lohn nur auf Grund größerer Anstrengungen und damit besserer Leistungen entgegennehmen möchte, will mir scheinen, es müßten die Vertreter des „starken Geschlechts" sich dieser Ungerechtigkeit schämen.

Auf Grund meiner eigenen Gefühle setze ich deshalb voraus, daß die denkenden Männer an einer gerechten Lösung des Problems nicht weniger interessiert sind als wir Frauen.

Die einfachste Lösung wäre natürlich die, daß der Frau bei gleichen Leistungen dieselbe Bezahlung gewährt würde, wie dem Mann. Diese Lösung hätte den Vorteil, daß sie zum vorneherein den aus den Zeiten von Arbeitslosigkeit bekannten aber ungerechten Vorwurf, die Frauen nähmen gerade wegen der niedrigeren Löhne und Gehälter den Männern die Stellen weg, ausschalten würde.

So selbstverständlich die Lösung mit der gleichen Bezahlung auch scheint, würde sie doch auf den Widerstand vieler, unter ihnen auch der verheirateten Frauen, stoßen. Diese wollen Männerarbeit im Hinblick auf die spätere Gründung einer Familie von Anfang an besser entlöhnt wissen, lehnen den Ausgleich nur durch eine Familienzulage ab, und wollten wohl erst recht nichts von der Auffassung der Verfasserin dieser Zeilen wissen, wonach der Mann darauf hinzielen sollte, höheren Lohn durch größere Leistungen zu rechtfertigen.

Nein, ich glaube um die Ungerechtigkeit der ungleichen Bezahlung in absehbarer Zeit aus der Welt zu schaffen, müssen wir eine Lösung suchen, die Aussicht hat bei der großen Masse, und nicht nur bei den großzügig Denkenden, Anklang zu finden.

Eine Lösung, die von den berufstätigen Frauen akzeptiert und von den verheirateten Mitschwestern geduldigt würde, und die gleichzeitig den denkenden Männern das Beschämtsein ersparen könnte, glaube ich wie folgt gefunden zu haben:

Geschäftsschluß bedeutet nur für einen kleinen Prozentsatz der berufstätigen Frauen Feierabend. Auch wenn ihnen eine tüchtige Hilfe für den Haushalt zur Verfügung steht, gibt es so manches, das die Verheirateten abends selber erledigen müssen. Die meisten von ihnen, und vor allem auch die Alleinstehenden, die den Mietzins für eine Kleinwohnung nur dann aufbringen können, wenn sie aufs auswärts Essen verzichten und sich sämtliche Mahlzeiten selber zubereiten, sind früh morgens und oft bis spät in die Nacht im Haushalt tätig. Auch das „Zimmerfräulein" besorgt seine Trikotwäsche selbst, bügelt Blousen und schneidert sich ab und zu ein Kleid. Mein Vorschlag geht nun dahin, die Arbeitszeit der Frauen bei gleichbleibenden Löhnen zu verkürzen. Die zusätzliche Freizeit aller Frauen eines Betriebes würde sich nach einem für jedes Geschäft individuell auszuarbeitenden Stundenplan auf die ganze Arbeitswoche verteilen. So könnte ich mir z. B. denken, daß eine Verheiratete ihren Arbeitsplatz jeden Tag um 11 Uhr verlassen dürfte. Die zusätzliche Mittagsstunde würde ihr erlauben, auf dem Heimweg ein paar Kommissionen zu machen und das vorbereitete Mittagessen bis zum Eintreffen der Angehörigen fertigzustellen. Oder es könnte den Frauen pro Woche ein zusätzlicher Freihalbtag, abwechslungsweise morgens und nachmittags, gewährt werden.

Diese Zeit würden sie z. B. zum Putzen der Wohnung oder zum Waschen verwenden, oder sie wären glücklich, einmal an einem andern Tag als Sonntags bei Tageslicht bügeln zu können. Die jungen Mädchen jedoch, die von dieser Regelung selbstverständlich auch betroffen würden, weil ja auch sie schlechter bezahlt werden als ihre Berufskollegen, würden sich am gewonnenen Freihalbtag auf ihren zukünftigen Beruf als Hausfrau und Mutter vorbereiten, sei es, daß sie zu Hause der eigenen Mutter, die keine fremde Hilfe für den Haushalt auftreiben kann, an die Hand gingen, oder daß sie hauswirtschaftliche Fortbildungskurse besuchten, oder sie würden an der Aussteuer nähen.

Die vorstehend skizzierte Lösung würde nicht nur eine Ungerechtigkeit aus der Welt schaffen, sondern sie nähme auch den vielen Frauen, die als Hausfrauen und Berufstätige in zwei Berufen jahraus jahrein vollwertige Arbeit leisten müssen, das Gefühl des ständig Gehetztseins. Auch zweifle ich nicht daran, daß der Vorschlag sich mit gutem Willen und bei gleichmäßiger Verteilung der zusätzlichen Freizeit auf alle Arbeitstage fast in jedem Betrieb durchführen ließe. In den wenigen Ausnahmefällen jedoch, wo ein Chef glaubt, auch nicht für nur wenige Stunden pro Woche auf die Gegenwart der Sekretärin verzichten zu können, und überall dort, wo die Stunden einer Lehrerin so gesucht sind, daß man ihr nicht weniger Wochenstunden einräumen kann als dem Lehrer, wird die gleiche Bezahlung von Frau und Mann gerade durch die s Unentbehrlichkeit gerechtfertigt. Und die Mehreinnahme wird der Frau ermöglichen, sich zu Hause durch fremde Hilfe zu entlasten.

Ann Mary.

Anmerkung der Redaktion:

Dieser Vorschlag hat sehr ausgesprochen zwei Seiten, weshalb er ausgiebig diskutiert werden sollte!

El. St.

Frauen, die die „Ehrenlegion" erhielten

Die Ehrenlegion schuf der 1. Konsul, Bonaparte. Diese sollte — abgesehen davon, daß sie als Institution zum Wiederaufbau der Wirtschaft gedacht war — „Kriegern, die im Kampfe für die Republik Hervorragendes geleistet hatten" als Auszeichnung verliehen werden.

Fünf verschiedene Grade waren vorgesehen. Inzwischen, im Wandel der Zeit, sind sie auf vier zusammengeschrumpft, nämlich: chevalier (Ritter) officier (Offizier), commandeur (Kommandant), Grand-Croix (Groß-Kreuz-Träger). Letztere sind lediglich den höchsten Würdenträgern von Staaten — also Staats-Oberhäuptern und Marschällen — zugänglich. Sonderbarerweise ist der Prozentsatz der Frauen, die diese höchste Auszeichnung besitzen, relativ groß, denn neun Frauen tragen das goldene Groß-Kreuz über einer großen roten Schärpe. Darunter befinden sich die Königinnen von Großbritannien und Holland, die Prinzessinnen Wilhelmina und Elisabeth und ... Madame Péron, Frau des argentinischen Staats-Präsidenten.

Während der ersten fünfzig Jahre hat der Orden der Ehrenlegion mannigfaltige Abwandlungen erfahren. Der napoleonische Adler, der ihn zuerst schmückte, wich unter Ludwig XVIII. dem Bild dieses Herrschers und unter Louis-Philippe I. war es dessen Porträt, das das Kreuz kennzeichnete. Heute sind wieder der Adler Napoleon und das Bild des großen Korsen auf die goldene oder silberne Auszeichnung graviert. Eins aber blieb sich während der fünfzig Jahre gleich: Die Verleihung der Ehrenlegion geschah nur an Vertreter des starken Geschlechts. Zwar soll nach der Schlacht von Austerlitz Napoleon einer „Soldatin", der Maria Schellind, das Kreuz für ihre Tapferkeit überreicht haben. Geschichtsforscher erklären jedoch, diese Erzählung beruhe auf einer Legende.

Erst im Jahre 1864 setzte die Kaiserin Eugenie, Gemahlin Napoleons III., es durch, daß die Ehrenlegion einer Frau verliehen wurde. Es handelte sich um die Malerin Rosa Bonheur. Ihr Beispiel machte Schule. Von jetzt an ermächtigte Napoleon III. eine ganze Reihe von Frauen zum Tragen des schmalen roten Bändchens des „Ritters" auf der linken Seite der Brust. Wollten sie eine höhere Stufe, die des Offiziers oder gar des Kommandeurs erklimmen, mußten sie sich neue Verdienste um ihr Land erwerben, oder Ausländerin sein. Denn diese müssen nicht die Stufenleiter der verschiedenen Grade erklimmen. Jedenfalls gibt es heute sieben weibliche Kommandeure in Frankreich. Die Schriftstellerin Colette gehört dazu. Fünf Ausländerinnen tragen den gleichen Ehrentitel. Insgesamt sind heute Trägerinnen der Legion 80 französische, 46 ausländische „Offiziere" und 1800 französische, sowie 750 ausländische „Ritter".

Die Verleihung des „Ritterkreuzes" ist seit Errichtung der III. Republik zu einer regelmäßigen Einrichtung geworden. Alle paar Monate schlägt der Großkanzler der Legion dem Präsidenten der Republik neue Kandidaten und Kandidatinnen vor. Unter den so ausgezeichneten Frauen waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich Nonnen und geistliche Krankenschwestern, insbesondere Hebammen und Missionarinnen, die jahrzehntelang ihren schweren Beruf ausgeübt hätten. Juliette Dodu, die Direktorin des Telegraphenamtes von Montreuil s. Bois und Marie Julienne Jarethout, Marketenderin der „Franc-Tireure", die sich im Kriege von 1870 ausgezeichnet hatten, bildeten Ausnahmen.

Sarah Bernhardt war die erste große Schauspielerin, die das Ritterkreuz trug. Heute gibt es eine ganze Reihe von weiblichen Mitgliedern der Comédie Française, die darin ihre Nachfolgerinnen wurden. Die Amerikanerinnen, Mitglieder von Hilfsorganisationen für Frankreich, Malerinnen, Bildhauerinnen, andere Ausländerinnen, die ihre Nation 1900 auf der Weltausstellung in Paris vertraten, bilden eine andere „Serie" von Kreuzträgerinnen. 1913 wurde Madame James Rotschild für eine wohltätige Stiftung das Kreuz verliehen. Im selben Jahr erhielt es die belgische Fliegerin Helene Dutrieu. 1918 wurde die belgische Königin Elisabeth „Groß-Kreuz". 1919 wurde das Ritterkreuz Edith Cavell,

(Fortsetzung auf Seite 3)

Politisches und Anderes

Wieder ein Veto

Drei Wochen lang wurde im Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen in Paris über die Beschwerde der drei Großmächte USA., Großbritannien und Frankreich gegen die Blockierung Berlins diskutiert. Man hoffte, durch die Vermittlung der neutralen Mitglieder des Sicherheitsrates einen gangbaren Weg zu finden und berücksichtigte immer wieder neue Abänderungsvorschläge des russischen Delegierten zum vorgelegten Projekt der Einigung. Das Resultat hätte zur Aufhebung der Blockade Berlins und zur Einführung der Ostmark unter Kontrolle der vier Mächte führen sollen. Aber am Schlusse aller Marktens mußte die Abstimmung kommen, und sie brachte neun Stimmen für die Resolution ... gegen die zwei Stimmen Wyschinskis (Sowjetrußland) und Manuilski (Ukraine) — was einem Veto gleichkommt. Damit ist die UNO in der Berliner Frage zur Ohnmacht verurteilt, die Beschwerde der drei Westmächte kommt einem Schlag ins Wasser gleich; es sei denn, daß man die Klarstellung der Situation, die eindeutig den Russen das Scheitern der Verhandlungen zur Last legt, als ein Resultat betrachten will. Die annehmenden Länder waren — außer den drei Großmächten — China, Argentinien, Belgien, Kanada, Kolumbien, Syrien.

Ueber der Palästina-Debatte,

die in der politischen Kommission der UNO behandelt wurde, stand ebenfalls kein guter Stern: man tagte und tagte und kam noch nicht einmal bis zur Behandlung der Vorschläge des Grafen Bernadotte zur Befriedung Palästinas. Jetzt wurde Verschiebung beantragt und mit 19 gegen 18 Stimmen bei 14 Enthaltungen(!) angenommen. Man vermutet, daß erst nach den amerikanischen Präsidentenwahlen (2. November) Entscheide in Frage kommen werden. Unterdessen haben jüdische Truppen im Negev ihre Positionen verbessert, die beiden kämpfenden Parteien haben der von der UNO befohlenen Waffenruhe formell zwar beigestimmt, doch werden immer wieder Kampfhandlungen von der einen oder andern Seite gemeldet.

In Frankreich

haben die Streiks im Bergbau so gefährliche Formen angenommen, daß Militär eingesetzt werden mußte. Der Ausgang des groß angelegten und schon weit gediehenen Versuches der Kommunisten, die französische Wirtschaft zu sabotieren, ist noch nicht festzustellen; daß der Schaden enorm ist und täglich wächst, steht fest.

Ein wichtiger Gedenktag

wurde am 24. Oktober durch aufschlußreiche historische Artikel in allen Tageszeitungen gefeiert: Am 24. Oktober 1648, als der „westfälische Friede" zu Münster beurkundet wurde und damit der dreißigjährige Krieg zu Ende kam, wurde die Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweizerischen Eidgenossenschaft in aller Klarheit vertraglich formuliert und ihre endgültige Loslösung vom Deutschen Reiche erklärt. Damit waren die 13 alten Orte souverän geworden, d. h. ihre längst vorher erworbene Unabhängigkeit wurde nun von den Mächten Europas in aller Form anerkannt. Besondere Verdienste um das Zustandekommen hatte der Basler Bürgermeister Wettstein, der als diplomatischer Unterhändler die Eidgenossenschaft in Münster vertrat.

Der Bundesrat

hat einen Bundesbeschluß vorbereitet, der die Unterstützung von Flüchtlingen durch den Bund regelt. Es handelt sich um Aufwendungen für neuerdings in unser Land kommende Flüchtlinge (in letzter Zeit kamen dieser ihrer 320, die dem politischen Terror entflohen). Es ist vorgesehen, daß der Bund in der Regel den Hilfswerken die Hälfte der mit seiner Zustimmung ausgerichteten Unterstützungen vergütet. Auch für Umschulung und berufliche Bildung werden Beiträge bezahlt.

Die Ausbildung im FHD

Im kommenden neuen Armeegesetz ist u. a. auch eine Vorlage über die Ausbildung des Frauenhilfsdienstes enthalten. Der Entwurf wird jetzt dem Bundesrat unterbreitet und soll in der Dezembersession von den Räten behandelt werden. Die Vorberatung geschieht durch die Militärkommissionen beider Räte. „Steuerzahlende und dienstleistende Frauen" — meint die Nationalzeitung — „werden sich sicher ihre eigenen Gedanken

---

nicht, denn es könnten ja Wochen und Wochen vergehen, bis ich eine Stelle finde!

Aber etwas anderes kaufte ich mir! Großmama wäre schön entsetzt, wenn sie es wüßte! Als ich in dem großen Warenhaus, in dem ich noch nie gewesen — ich vermiede natürlich alle Geschäfte, in die ich sonst gegangen bin —, nach den Waschlappen suchte, entdeckte ich einen Büchertstand mit unheimlich billigen Büchern, und für 50 Cts. kaufte ich mir einen Kriminalroman, denn ich hatte keine Bücher eingepackt, und endlos in den alten Gassen herumlaufen,ödet schrecklich an, und überdies fürchte ich immer, auch im abgelegensten Winkel einem Bekannten zu begegnen. Im Warenhaus ist's tatsächlich geschehen! Und zwar war es ausgerechnet Frau Wunderli aus unserm Dorf, die behauptet, sie bestehe alles aus Fachgeschäften und würde ihren Fuß nie in ein Warenhaus setzen! — Ich wagte es, zog die Bastenmütze ein bißchen schräg und ging mit gleichgültigem Gesicht an ihr vorbei. Sie schaute mich ebenso gleichgültig an, hat mich also tatsächlich nicht erkannt. Ich gratuliere, Sabine Burg!

In meiner Bude setzte ich mich in den einzigen bequemen Stuhl und begann den Kriminalroman. Es war eine reichlich verwickelte Sache; aber ich kriegte sie doch vor allem im Buch heraus, und das stimmte mich etwas nachdenklich. Habe ich wohl Veranlagung zur Detektivin, oder — steckt irgendeine verbrecherische Anlage in mir? Es ist doch eigentlich unheimlich, daß mir immer gleich eine Lüge einfällt: zuerst bei der Knollennase, dann bei der gräßlichen Maier — was für einen Roman habe ich doch der vorgesungen! was mich übrigens gar nicht freut! — und heute vormittag im Gotterbarmgäßlein rettete ich mich mit der Herrschaftskischin. Auch die macht mir eigentlich keine Gewissensbisse, weil die Vorstellung so furchtbar komisch ist. Aber wie soll nur alles weitergehen? — Halt, Sabine Burg, ich warne dich! Du darfst jetzt nicht an kommende Tage denken, sondern immer nur an den nächsten.

Ich klappte den Kriminalroman energisch zu, legte ihn in den Wandschrank und begab mich wiederum zur kleinen Beiz. Leider konnte ich aber nicht eintreten, denn ein gröhlender Gesang und nahezu undurchdringliche Rauchwolken erfüllten den Raum. Als ich wieder auf die Gasse trat, stieß ich mit einem graubärtigen Herrn zusammen, der sich höflich entschuldigte und mir meinen Handschuh aufhob. Er fragte, ob man hier gut zu Nacht esse, und ich sagte ihm von dem guten Mittagessen, was ihm augenscheinlich Eindruck machte, denn er öffnete die Stubentür, während ich mich davon machte und im Gotterbarmgäßlein ein kleines Lokal aufsuchte, das ich am Vormittag entdeckt hatte. Man kriegt dort Kaffee in dicken Taissen und dazu eine herrliche Apfelwähe.

Dann, als die Dämmerung über die Dächer kroch, machte ich mich auf den Weg in unser Dorf.

Schön war dies Wandern! Am Himmel hing ein Sichelmond — wie ein Orangenschnitz sah er drein —, und ganz herrlich waren die nahen Hügel in ihrem rötlichen Frühlingsschimmer, indes die fernen Berge in allen Schattierungen von Blau an den Himmel gepinselt waren. Ich marschierte rasch drauf los, und oh, wie ich mich freute, als zur Rechten die herrliche Buchenallee auftauchte und dann zur Linken der alte Bauernhof, der wie ein kleines Eigenreich anmutet! Damit hatte ich schon etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt. Das rotbraune Dach des Bauernhauses leuchtete durchs Dunkel. Das heißt eigentlich war es gar nicht richtig dunkel, nicht so, daß alle Farben ausgelöscht waren. Erst als ich mich dem Dorf näherte, zogen Wolken auf, in denen der Orangenschnitz zuweilen unterging, und nun begann es wirklich Nacht zu werden.

Alles ging ganz programmäßig. Kein Mensch war um den Weg, als ich das Bächlein übersprang und der Mauer entlang lief. An der Stelle aber, wo ich hinüberkletterte, konnte mich vollends niemand sehen, denn gegen die Straße hin steht ja der Geräteschuppen.

Als ich auf das Hügelchen hinunterisprang, hätte ich mir beinahe den Fuß verknaxt, weil eine Wurzel so ungeschickt vorstand; aber es ging noch gnädig ab, und nach einigem Massieren konnte ich wieder richtig auftreten. Vielleicht war der Garten ärgerlich, daß ich ihn so hinterrücks überfallen?! Ich aber freute mich, ihn wieder unter den Füßen zu haben, die weiche Erde, die richtige Erde — kein Asphalt und keine Pflastersteine. Ich bin und bleibe eben ein Landkind — nie möchte ich dauernd in der Stadt wohnen!

Beim Gartenhaus blieb ich eine Weile stehen und horchte nach allen Seiten — wie ein Sioux-Indianer auf dem Kriegspfad. Zu meinem zehnten Geburtstag hatte ich ein Indianerkostüm geschenkt gekriegt, und zwar gleich auch eines für Felix — das war eine von Großmamas hübschen Gesten, und sie ließ uns auch mitten auf dem schönen Rasenplatz ein Zelt bauen. Innerhalb von Haus und Garten hatte ich, was das Herz begehrt. Aber nie durfte ich auf die Straße, um mit den Kindern zu spielen, die da draußen so herrlich herumtobten. Nur einmal gelang es mir zu entwischen. Einen ganzen Nachmittag lang trieb ich mich mit den andern am seichten Flußufer herum und kam so schmutzig und selig wie noch nie im Leben ins Haus zurück, worauf Großmama zum ersten und auch letztenmal meine Kehrseite bearbeitete. Diese Behandlung dünkte mich nämlich derart degradierend, daß ich einen Schreikrampf bekam, und der Arzt erklärte darauf der Großmama, es gäbe Kinder, die man nicht schlagen dürfe, und offenbar gehörte ich zu diesen! Von da an bestanden meine Strafen im Entzug des Desserts, in frühem Zubettgehen, in Verweigerung eines Schulvergnügens — das letzte war die schlimmste Strafe.

Es war ganz gut, daß mir diese Erinnerungen aufgestiegen, denn sonst hätte ich wahrscheinlich zu heulen angefangen aus lauter Wiedersehensfreude mit dem Garten. Der Pyrrhusstrauch hat schon dicke Knospen, und unter den Tannen stehen die Leberblümchen dicht gedrängt. Von ihnen bis zum Haus war die schwierigste Stelle zu überwinden, weil hier Kies liegt. Aber ich brachte es fertig, so am Rande zu gehen, daß meine Schritte lautlos blieben. Und nun war ich bei Großmamas Fenster angelangt, dessen dunkler Vorhang glücklicherweise auf der rechten Seite nicht ganz zugezogen war. Der breite Lichtstreifen genügte, um mich hineinschauen zu lassen. Das erste, was ich er-

darüber machen, daß das Männerparlament souverän über die Dienstleistungen der Frauen Beschluß faßt." Allerdings!

Eines Staues wegen

wird das Dörfchen Marmoreta an der Julierstraße (1600 Meter hoch), enthaltend 94 Personen in 21 Haushaltungen, verschwinden. Der Gemeinderat von Marmoreta hat aber trotzdem seine Zustimmung fast einstimmig gegeben, weil die Stadt Zürich als Bauherrin ein neues Dorf zugesagt und für die Umsiedelung die Sorge übernommen hat. Zürich wird durch dies Stauwerk einen erheblichen Zuschuß an Winterenergie erhalten.

Der Schutz der Pflegekinder

wird nun auch im Kanton Luzern verstärkt. Ein neuer Artikel im kantonalen Einführungsgesetz zum ZGB bestimmt, daß „wer Pflegekinder aufnehmen will, der Bewilligung der zuständigen Behörde bedarf."

Francesschina Lubini †

Im Elsaß ist Frau Lubini, eine Tessinerin, die mit einem Franzosen verheiratet war, gestorben. Sie war in der Widerstandsbewegung tätig und deshalb von den Deutschen nach dem berüchtigten Konzentrationslager Ravensbrück gebracht worden. Die Verstorbene ist für ihre Taten mit dem Kriegskreuz, der Widerstandsmedaille und dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

E. B.

(Fortsetzung von Seite 2)

nach ihrem Tode fürs Vaterland, zuerkannt. Kurz darauf erhielt es Mrs. Vanderbild. 1920 wurde die Schriftstellerin Colette Ritter, wenige Tage nach ihr die Frau des Präsidenten und Bürgermeisters von Lyon, Madame Herriot, damit ausgezeichnet. Dann taucht die erste Rechtsanwältin in der Liste auf: Mademoiselle Moreau, Anwältin am Appelationsgericht. Die Kulturhistorikerin Louise Weiß, die inzwischen Offizier wurde, teilte die Ehre des Rittertums mit der Witwe Peres, einer kinderreichen Bäuerin. Die Japanerin Suzuki Yone, Inhaberin einer Schiffahrtslinie, wurde gleichzeitig mit der französischen Fliegerin Mademoiselle Deutsch de la Meurthe und der russischen Prinzession Sascha Maritchine ernannt. Eine Reihe von Journalistinnen, Französinnen und Ausländerinnen, darunter Eliane Brault und Geneviève Tabouis, die österreichischen Sängerinnen Lotte Lehmann und Elisabeth Schumann, die amerikanische Sängerin Grace Moore dürfen nicht vergessen werden. Zu den Berühmtheiten der letzten Promotionen in Frankreich gehören die Malerin Marie Laurencin, die Aerztin Madame Bertrand Fontaine, Madame Bidault, Mme. Bonet, (Frau des franz. Botschafters in den Vereinigten Staaten) sowie Mme. Catroux (Frau des Ex-Botschafters in Moskau). Die Familie Curie, Marie, die Mutter, die Kommandeur war, Mme. Joliot-Curie, die Physikerin und Nobelpreisträgerin und Eve, die Schriftstellerin und Pianistin, sind selbstverständlich Trägerinnen des Ritterkreuzes der Ehrenlegion. Madame Joliot soll bei der nächsten Promotion zum Offizier ernannt werden.

Eine lange, traurige Liste aus dem Jahre 1945 zählt post mortem der Gestapo zum Opfer gefallene Frauen auf.

Wenn die Legion auch nicht mehr jene Sonderauszeichnung darstellt, wie zur Zeit Napoleons I., so sind ihre Träger zweifellos Persönlichkeiten, die sich um Frankreich wahre Verdienste erworben haben. Noch besteht zwischen Männern und Frauen, Trägern der Ehrenlegion, ein Verhältnis von 10 : 1. Mit dem immer stärkeren Auftreten der französischen Frau im öffentlichen und im Wirtschaftsleben wird sich dieser Prozentsatz jedoch mit der Zeit wesentlich zu Gunsten der Frauen verschieben.

S. K.

Der Mensch ist nie allein

Künstlerinnen und Dichterinnen sind nie allein. Der Zug der Vögel und der Wolken, das Farbenspiel der Wiese und der Duft des Waldes, aber auch die Straßen der Stadt, das Gewoge der Menschen, die Begegnungen mit Mensch und Tier und das Zusammenleben mit ihnen, all dies sind Eindrücke und Erlebnisse, die wir in uns aufnehmen, und die so tief in uns eindringen, daß sie Teile von uns selber werden. So ist unser Leben voller Dinge, und selbst jene Bilder aus der fernen Kindheit stammend, das Elternhaus und Schulhaus, der Spielplatz, auch die Landschaft und die Sprache, sie sind uns unveräußerliches Gut, das uns nie verloren geht.

Aus dieser Fülle des Erlebten arbeiten wir. Mag auch das Teilchen, das wir daraus hervorheben noch so klein sein, immer ist es verbunden mit großen Dingen, und meistens wird es hervorgerufen durch eine unmittelbare Berührung. So kann uns der Klang einer Glocke, oder der Geruch einer Blume zu einem Gedichte inspirieren. Ein Leid, das wir schmerzlich mitempfunden, kann früher oder später zu einer Novelle reifen, und ein Menschenschicksal, das uns gepackt hat und uns immer wieder beschäftigt, kann uns vielleicht den Stoff zu einem Romane liefern. Auch einzelne Teile einer Gegebenheit können zu selbsttätigen Mitteln werden und tauchen zu gegebener Zeit, oft von uns nicht einmal gesucht, aus unserer Schatzkammer auf. Ein kleines Vorkommnis mag dies illustrieren. Ich sah bei der liebenswürdigen Malerin, Gustava Iselin, ein Städtebild das mich sehr beeindruckte. Etwa ein Jahr darauf beschrieb ich in einem Künstlerroman eine Szene, wo ein Maler, ganz seiner Arbeit hingegeben, ein Städtebild malt, und siehe, unbewußt verwandte ich dazu jene Einzelheiten, die ich bei ihr beobachtet hatte. Sie sehen also, die Schriftstellerin ist auch in der Arbeitsstube nie allein. Immer sind die Bilder und Gestalten aus ihrem Leben, aus der Vergangenheit und der Gegenwart in ihr; sie kann sie nur rufen, schon sind sie da, weil sie Teile ihrer selbst und in ihr sind. Wenn nun eine unserer Arbeiten, die zuinnerst in uns entstanden ist, gedruckt vorliegt, beginnt sie den Kontakt mit jenen Menschen herzustellen denen ähnliche Dinge in der Welt begegnet sind, und diese nun wieder auf neue Art erleben; und zugleich erhalten Gefühle und Erregungen, die ihnen schon bekannt waren, eine stärkere oder sogar neue Färbung. Vielleicht können sie dazu dienen ein tieferes Verständnis für die Ursachen jener Gefühle oder der noch zu kommenden Ereignisse zu finden. Obwohl wir Schriftstellerinnen die Umwelt unserer Leserinnen nicht kennen und nichts von ihren Freuden und Leiden und den Bereichen ihrer Tiefenwelt wissen, so haben sich unsere Wege doch gekreuzt, wir haben uns für ein Stück weit zusammengefunden. Und so fühlt auch der Leser oder Hörer eine Gemeinsamkeit und ist mit seinen Empfindungen nicht mehr allein.

Aehnliche Berührungspunkte können Sie nun auch bei den Künstlerinnen finden. Ihre Werke, aus derselben Erlebnisfülle geschaffen wie unsere Dichtungen, werden durch Ausstellungen dem Publikum zugänglich gemacht. Vor Bildern und Plastiken stehend, werden sich die Beschauer angesprochen fühlen und der Kontakt wird sich herstellen, weil hier gleiche Klänge aus ähnlicher Erlebniswelt aufgeweckt werden. Und so gehen auch die Beschauerinnen mit den Malerinnen ein Stück weit den gleichen Weg, und vielleicht sind sie so sehr von einem Bilde, oder einer Statuette beeindruckt, ja beglückt, daß sie sich nicht mehr von ihm zu trennen vermögen.

Jene Menschen, die Kunst betrachten und Bücher lesen, beweisen, daß sie den schöpferischen arbeitenden Menschen verwandt sind. Sie lieben die Phantasie und sind selber befähigt, erdichtete oder künstlerisch gestaltete Geschehnisse mitzuerleben. Sie sind hellhörig und vermögen jene Klänge zu vernehmen die ein Herz höher schlagen lassen, die neue, bessere Gefühle zu erwecken vermögen, und ihr Auge erfreut sich an jenen Farben und Kompositionen die neue und andere Vorstellungen von geliebten und bekannten Dingen geben. Und sie besitzen den Idealismus Zeit zu opfern, um Dichtung zu hören und Kunst zu sehen. Solche Menschen sind uns ein Trost in den Zeiten, wo alles wirr und schwer ist. Wir brauchen den Kontakt mit Menschen, die das Schöne lieben und an das Gute glauben, die auf ihrem Lebenswege nicht nur die Arbeit und den Wohlstand sehen, sondern von ihrem Einzelwesen aus auch den großen Bogen zu spannen vermögen in das tiefe Meer der Leidenden hinabzusinken, oder mit dem singenden Vogel in die Unendlichkeit des blauen Aethers aufzufliegen. Und also ist der Mensch nie allein.

Elisabeth Gerter

Zur Not der deutschen Geistesarbeiter

von Helene Heerdt-Binding
(Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller

Vor Kurzem ging durch die deutsche Presse ein Aufruf, der uns geistig Arbeitende aufhorchen ließ. Man machte die Welt auf die Not der deutschen Geistesarbeiter aufmerksam. Man legte endlich einmal ein gutes Wort für uns ein.

Das Ausland hat in den letzten Jahren viel Verständnis für uns gehabt, vielleicht mehr als unsere Regierungen und unsere Presse. Der deutsche Geist, das deutsche Schrifttum haben von jeher einen guten Ruf in andern Ländern gehabt. Deutsche Dichter und Philosophen, deutsche Aerzte und Chemiker waren überall dort angesehen, wo sie sich in der Fremde niederließen oder vorübergehend arbeiteten, dort, wo ihre Werke ihr hohes Wissen und Können verkündeten.

So kam es auch, daß andere Länder von vielen deutschen Erfindungen profitierten, deutsche Bücher in viele Fremdsprachen übersetzt und von Millionen Lesern in aller Welt gelesen wurden. Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Literatur erlebten zeitweise einen Aufschwung, eine Blütezeit, wie sie selten einem Volke beschieden war. Und das Ausland nahm immer voll Interesse daran teil.

Nun aber sieht es schlimm um die deutschen Geistesarbeiter. Wir wollen davon absehen, den glücklicheren Ländern das oft wiederholte Lied vom deutschen Elend vorzufingen. Zu oft hat man es schon jenseits der Grenzen vernommen. Wir wollen nur in kurzen Worten die derzeitige Lage unserer geistig Schaffenden schildern.

Die meisten von uns sind total ausgebombt oder Flüchtlinge. Wohnungselend, Krankheit, schlechte Nerven und pekuniäre Sorgen drücken sie nieder. Wer erkennt, wie abhängig gerade der Dichter, der Schriftsteller von seiner Umgebung ist, der wird begreifen, daß viele jetzt überhaupt unfähig sind, etwas Gutes zu schaffen. Unsere Notquartiere sind eng, oft dunkel. Das ganze Familienleben spielt sich in so einer Flüchtlingsstube ab. In diesem einzigen Raum, den das Wohnungsamt uns bewilligt, herrscht meistens ein Chaos. Hier ist der Arbeitsplatz für den geistig Schaffenden, hier muß gewohnt, geschlafen, gekocht, gegessen werden, hier wird die ganze Wäsche gewaschen und am kleinen Kanonenofen aufgehängt, hier wird gebügelt, genäht und alles getan, was sonst noch getan werden muß. Sind Kinder da, dann ist es natürlich noch viel schwieriger. Meist ist ein mäßig großer Tisch der Mittelpunkt der Stube. An ihm soll nun gearbeitet, gesichtet werden. Zugleich aber beanspruchen die Mitbewohner dieses viel umstrittene Möbel, es ist Küchentisch, Eßtisch, Bügeltisch, Nähtisch, Spieltisch für die Kinder, oft auch noch Waschtisch. Ich für meinen Teil glaube, daß ein geistig Schaffender, der in einem glücklicheren Land lebt und über ein warmes, behagliches, wohleingerichtetes Arbeitszimmer verfügt, sich nicht annähernd einen Begriff machen kann von diesen Schwierigkeiten. Ich selbst vermochte meine Novellen, meine Gedichte und Aphorismen in den letzten Jahren nur dann in mir zu formen, wenn ich die Augen schloß. Denn ich kann den Anblick dieser elenden, häßlichen Stube, in der ich nun schon das vierte Jahr zu hausen gezwungen bin, nicht mehr ertragen.

Dazu kommt die katastrophale Papiernappheit. Je sorgfältiger ein Schriftsteller seine Manuskripte verfaßt, desto mehr Papier benötigt er, vor allem Konzeptpapier. Es gibt aber weder dieses, noch Schreibpapier oder dünnes Durchschlagpapier. Es gibt kein brauchbares Farbband für die Schreibmaschine (falls man noch im glücklichen Besitz einer solchen ist), kein Blaupapier, keine Kuverts, keine Büroklammern, keinen guten Radiergummi. Wie soll man da etwas schaffen? Man ist gezwungen, wie ich es tat, von Haus zu Haus zu laufen und sich Papier zusammenzubetteln. Aber wie deprimierend ist dies!

Zum Wohnungselend und zur Papiernappheit kommt das Heizungselend. Der harte Winter 1946/47 hat uns fast umgebracht. Er hat schwere gesundheitliche Schäden, die nicht mehr zu beheben sind, hinterlassen. Ich z. B. hatte niemals mehr als 2 Grad minus in der Stube. Der Hinweis, daß man geistig Schaffender sei, rief bei den Männern der Holz- und Kohlenverteilungsstelle nur ein mitleidig-verächtliches Lächeln hervor. Der vergangene Winter war, dem Himmel sei's gedankt, milder, doch machte auch er sich in den täglichen Notquartieren sehr unangenehm bemerkbar.

Es hieß einmal, daß viele unserer deutschen Dichter gehungert hätten, ja einige verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß sie erst durch den Hunger zu ihren herrlichsten Werken angeregt wurden. Wenn dies wirklich der Fall wäre, dann müßte jetzt geradezu eine Flut, ein Platzregen der schönsten deutschen Dichtungen auf die staunende Welt niedergehen. Ich kann aber aus eigener, jahrelanger Erfahrung mitteilen, daß Hunger die geistige Schaffenskraft geradezu lähmt. Man ist nur mit größter Anstrengung fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, ihn durchzudenken und auszufeilen. Häufige Schwindelanfälle, Herzbeschwerden, Schwächezustände beeinträchtigen Leib und Geist gleichermaßen. Es fehlt am lebensnotwendigen Fett, am Zucker, an einem belebenden Getränk während der Arbeit. Das Gehirn eines hungernden Menschen ist nicht fähig, normal zu arbeiten.

Dankbar erkenne ich an, daß ich mit den Redaktionen ausländischer Blätter gute Erfahrungen gemacht habe. Man erhält rasche, korrekte und liebenswürdige Auskunft, Briefe werden schnell beantwortet, oft durch Luftpost, man ist dem deutschen Kollegen gegenüber ritterlich, hilfsbereit, man versteht ihn und sucht ihm in seinem harten Ringen beizustehen. Möge sich doch manche deutsche Schriftleitung ein Beispiel daran nehmen!

Der deutsche Geist hat, solange man denken kann, befruchtend auf das Geistesleben der Welt Einfluß genommen. Er ist zu wertvoll, als daß er untergehen dürfte!

Blumenfreuden auch im Winter

Wohl den wenigsten Frauen ist es vergönnt, einen Beruf zu wählen und auszuüben, der Kopf, Hand und Herz beanspruncht. Denken wir an all die Verkäuferinnen, die Büroangestellten, die Fabrikarbeiterinnen und selbst die Frauen in akademischen Berufen, wie selten sind sie doch von ihrer Arbeit ganz ausgefüllt! So versuchen sie in ihren Freizeitbeschäftigungen oder in der Gestaltung ihres Zimmers oder ihrer kleinen Wohnung dem Leben freundlichere Seiten abzugewinnen, andere frönen irgendeinem Steckenpferd. Lächeln wir nicht überlegen darüber! Wer weiß, ob sich nicht ein wenig Neid in den Spott der Zehnmalklugen mischt. Ich möchte jedenfalls nicht mit ihnen tauschen, so überlegen sie sich auch gebärden mögen. Wenn mir Frost und Eis das Losgelöstsein vom Gewicht der täglichen Arbeit — so sehr ich sie trotz allem liebe — im Garten vermauert, pflege ich mit Hingabe meinen kleinen Garten im Zimmer. Zum Kontrapunkt der Blattpflanzen leuchten die Akzente der Topfblüher. Und mit jedem Winter werde ich unternehmungslustiger, diesem gestrengen Herrn ein Schnippchen zu schlagen. Früher noch war ich recht bescheiden. Wenn die Kandelaber der Hyazinthen im Februar ihren seltsamen Wohlgeruch verströmten, so war ich schon recht stolz, und nicht satt sehen konnte ich mich an der Leuchtkraft der Tulpenfarben.

Nach und nach bin ich anspruchsvoller geworden. Ich habe die Eigenheiten der Sorten kennen gelernt und weiß, daß es genau wie bei den Menschen solche gibt, die sich mehr Zeit nehmen zur Entfaltung als andere. Mit prickelnder Erwartung schmökere ich jeden Herbst im verführerisch bunten Blumenzwiebelkatalog, mögen auch draußen die ersten Nebel um Haus und Bäume weben. Wie liebe alte Bekannte grüßen mich die Namen der einzelnen Sorten. War es nicht in jenem Jahr, als meine Mutter krank lag, da die liebliche Gertrud-Hyazinthe so herrlich erblühte. Und ein anderes Erinnern wird lebendig: im Gegenlicht am Fenster entfaltete „L'Innocence" ihre zierlichen Glöcklein, und während ich berufliche Telephongespräche führen mußte, erfreute sie mein Auge mit ihrer anmutigen Schönheit.

Auch Tulpenglück tritt wieder vor mein inneres Auge. Nach längerer Abwesenheit war mein erster Gang in den morgendlichen Garten. Und welch' Wunder! Das erste Frühlicht der Sonne hatte das Rot der Breedertulpen zu lohenden Flammen entzündet und sie verzauberten den von Frühlingsdüften durchwebten Garten.

Für den nächsten Frühling aber habe ich das ganze Blumenzwiebelvolk eingeladen. Noch während die Topfhyazinthen und Tulpen neben dem Fenster mir mit ihrem überschwänglichen Blühen für die wenige Mühe danken, die sie von mir verlangen und die ich ihnen gerne gewähte, lüften sich draußen die Herolde des Lenzes. Als Vorhut trotzen Herantkis hiemalis (Winterling) und Vorfrühlingskrokus den winterlichen Stürmen. Bedeckt der eisige Herr sie mit Schnee, so erdulden sie es geduldig. Einmal wird auch ihr Tag kommen! Mögen sie noch so bescheiden ihre Botschaft verkünden, mir sind sie jedes Jahr lieber in der Transparenz jener Tage, die zwar noch dem Winter zu eigen sind, aber deren Luft manchmal so seidig ist, als zeigte der Kalender zwei Monate später. Mit dem Längerwerden der Tage klingen auch die Binnenakkorde im Garten voller, sind die Melodien viel-

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

---

blickte, war die Rücklehne eines Stuhles, über den männliche Schultern und ein dunkelhaariges männliches Haupt emportragten. Sollte Felix —? Aber nein, Felix trägt die Haare wie angeklebt nach hinten gestrichen. Oder — ich wurde plötzlich siedendheiß vor Empörung — sollte Großmama am Ende wieder ihren ersehnten Schwiegerenkel zu Gast geladen haben?! Im Augenblick, als mich dieser Gedanke durchzuckte, erhob sich der Mann und ging von mir weg in jenen Teil des Zimmers, den ich nicht überblicken konnte. Wahrscheinlich setzte er sich da gemütlich aufs Kanapee, dieser — dieser Eindringling, während ich in dunkler Nacht als Verstoßene herumirren mußte! Doch halt, Salome, — pardon, Sabine! — nun wirst du ungerecht und dazu noch unnötig sentimental! Niemand hat dich verstoßen. Du selbst hast die Initiative ergriffen und bist freiwillig deines Weges gegangen. Also bitte wische die dicken Tropfen, die ganz unnötigerweise und eigentlich beschämenderweise an deinen Backen hängen, ab — — schneuzen aber darfst du dich ums Himmelswillen nicht! Man könnte es trotz den Doppelfenstern im Zimmer innen hören.

Wo nur mochte Großmama sein? Warum saß sie nicht auf ihrem gewohnten Platz? Dann hätte ich sie gerade vor mir gehabt. War sie wirklich krank? Da — oh Erleichterung! sie trat in mein Blickfeld von der Seite herkommend, in der das Kanapee stand und „er" vermutlich saß! Großmama ging, wie mir schien, ein wenig unruhig hin und her, ein-, zweimal hob sie abwehrend die Hand. Dann aber blieb sie plötzlich stehen und lachte zum Kanapee hinüber, lachte aus vollem Herzen, wie sie etwa tat, wenn Felix einen guten Witz erzählte. Und dann ging sie zur Tür und drückte auf die Klingel, und ich wußte, im nächsten Augenblick würde die Tür aufgehen und Nelly den Servierbow hereinschieben, und die beiden würden Tee trinken und Kuchen essen, würden fröhlich plaudern und sich zulachen, während ich da draußen stehen mußte! Ich fühlte, daß es über meine Kraft ginge das mitanzusehen, und so lief ich denn meinen Weg zurück, so schnell mich meine Beine trugen. Aber diesmal ging es nicht so glatt, denn Rex, der mit seinen feinen Ohren vielleicht doch den Kies ein wenig knirschen hörte — ich war nicht so vorsichtig wie zuvor gewesen —, fing an zu bellen. Ganz irrsinnig benahm er sich und rasselte mit der Kette, als hätten sich mindestens zehn Einbrecher eingeschlichen. Ich hörte daraufhin Türen gehen und des alten Köbi Stimme, und ich wußte, er würde nun Rex von der Kette lösen. Aber noch ehe es so weit war, hatte ich die Mauer erreicht und überklettert, und als ich Rex durch den Garten rasen hörte, lief ich schon der Mauer entlang auf das Bächlein zu und war mit einem Sprung auf der Straße.

Die dunkeln Wolken hatten indessen den ganzen Himmel überzogen, und der Wind pfiff hinter mir drein, als wolle er mich verspotten. Aber ich gab ihm seinen Spott zurück, indem ich ihn einfach ignorierte. Ich steckte die Hände in die Taschen, zog die Baskenmütze noch ein bißchen schräger, und pfeifend ging es weiter. Aber der Weg dünkte mich unheimlich lang, und ich atmete erleichtert auf, als die ersten Häuser an der Straße erschienen. So tröstlich standen sie da mit ihren kleinen Vorgärten. Und dann erwischte ich am Rosenbergplatz gerade noch das letzte Tram, das zur Innenstadt fuhr.

Oh, wie ich mich auf mein Bett freute! Aber die Ueberraschungen dieses Tages waren noch nicht zu Ende.

Beim Verlassen des Trams hatten die Kirchenuhren ringsum 12 Uhr geschlagen. Ich öffnete daher sehr leise die Haustür und knipste das Licht nicht an, das in dem verkapselten Treppenhaus usw. erdunkelt ist. Da aber, als ich mich eben über die erste Treppe getastet, glitt von oben herab ein leichter Lichtschein wie von einer Taschenlaterne, und ich hörte, wie sich in zweiten Stock bei meiner Zimmertür irgend jemand zu schaffen machte. Die Klinke wurde bewegt, und eine heisere Männerstimme flüsterte mehrmals: „Fräulein, so hören Sie doch! Ich möchte Sie etwas fragen!"

Ich blieb stehen und überlegte. Ich kannte doch keinen Mann in diesem Haus, also hatte auch keiner das Recht bei mir anzuklopfen, vollends zu dieser Stunde. Und plötzlich kam mir das Wort „ungeniertes Zimmer" in den Sinn und dazu Frau Maiers widerliches Lachen, und nun war eine ganze kalte Ruhe in mir, und ich wußte genau, was ich zu tun habe. Ich ging noch einmal zur Haustür zurück und schaltete das Licht ein. Dann stieg ich leise summend die Treppe hinauf, betrat die zweite, und als ich um die Krümmung kam, stand da richtig vor meiner Tür ein Bursche und schaute mir halb frech, halb verlegen entgegen. „Oh, Sie sind nicht zu Hause gewesen, Fräulein!" sagte er, „aber man könnte auch jetzt noch ein bißchen beisammen sitzen, nicht?"

Ich schaute ihn an und sagte: „Meinetwegen können Sie in jenes Zimmer hineingehen, das geht mich nichts an. Ich wohne oben bei meiner Tante."

Fast hätte ich über sein verblüfftes Gesicht lachen müssen. Ich ging an ihm vorbei und mit absichtlich lauten Schritten die Treppe hinauf, und ich mußte nicht einmal anklopfen — das weißhaarige Weiblein hatte schon die Türe geöffnet und zog mich zu sich hinein.

Fortsetzung folgt.

Wir brauchen Freude . . .

Ob das Geschick uns stellt auf hohe Stufen,
ob zu geringem Dienst wir sind berufen,
die eine Sehnsucht schließt uns alle ein —
wir brauchen Freude — möchten glücklich sein.

Gleich wie die Blume kann gedeihen nicht,
wenn's ihr gebricht an Wärme und an Licht,
so brauchen Freude — Freude wir zum Leben
und können glückerfüllt sie weiter geben.

Marie Hufschmid

Gedenket der Invaliden-Fürsorge!

Postcheck VIII/6778

gestaltiger geworden, haben sich die zauberisch schwebenden Zwischentöne eingefügt.

Es war mir ein reizvolles Spiel, wie ich diesen Herbst plante und wählte. Tausend Möglichkeiten entdeckte ich, wie ich Haus und Garten künftig diesem lieblichen Blumenvolk öffnen will, damit es Schönheit und beglückendes Leben hineintrage. Schwierig ist ja die Pflege nicht für die Blumenzwiebeln. Für Tulpen beträgt die Pflanzentiefe 10 Zentimeter, Hyazinthen etwa 13 Zentimeter und Narzissen 15 Zentimeter. Frischgedüngte Erde oder unverrotteter Kompost sagt ihnen weder im Freiland noch in den Töpfen zu. Die Regeln für erfolgreiche Topfkultur lauten: nur gebrauchte Töpfe verwenden, mit Sand vermischte gute Gartenerde, Zwiebeln leicht eindrücken (also nicht mit Erde bedecken), kühl und dunkel stellen, bis der Trieb etwa 8 bis 10 Zentimeter lang ist; in dieser Zeit mäßig feucht halten. Hat der Trieb sich gut entwickelt, so stellen wir den Topf hell und warm und gießen nun öfters während der Entfaltung der Blüte. Schon treiben meine Weihnachtshyazinthen bleiche Spitzchen, sie wollen meinen Wagemut belohnen. „Noch einige Wochen nur Geduld", scheinen sie zu flüstern. R.

Wedgwood-Geschirre

Nach langen Jahren sieht man heute in den Schaufenstern unserer Haushaltgeschäfte wieder die altvertrauten Fayencegeschirre ausgestellt, die den Namen Wedgwood tragen.

Burslem in der englischen Grafschaft Staffordshire ist wie bei uns Heimberg oder Pruntrut die Gegend der „Potters" oder Töpfer. Schon im Mittelalter gab es dort ganze Sippen, die sich dem Töpfereihandwerk widmeten. Die bekanntesten und fähigsten dieser „Potters" entstammten der Familie Wedgwood.

Gilbert Wedgwood, der von 1588—1678 lebte, war der erste seines Geschlechtes, der Geschirre herstellte. Seine Söhne und Enkel bauten den Betrieb zu einer richtigen Manufaktur aus, die den Namen Churchyard House führte, da sie in der Nähe der Kirche gelegen war. Dort kam 1730 Josiah Wedgwood zur Welt, der in der Folge zum berühmtesten Sproß der Familie wurde, und den seine Zeitgenossen den „Großen" nannten. Er bemühte sich rastlos um die Verbesserung seines Handwerks. Das erste Ergebnis seiner Versuche waren die sogenannten „Blumenkohlgeschirre", eine Kunstart, die in der naturgetreuen Nachahmung eben von Blumenkohlblättern bestand, die zu Kannen, Vasen, Tellern geformt und mit einer schönen grünen Glasur überzogen wurden.

Josiah gründete mit 24 Jahren in Burslem eine Fabrik, engagierte seinen Vetter als Direktor und verheiratete sich mit seiner Cousine Sarah Wedgwood. Diese hatte nicht nur den Namen mit ihm gemeinsam, sondern auch die seit Generationen vererbten Interessen an Töpferei und Porzellanfabrikation. Josiah bereitet sich mit seiner jungen Frau über die neuen Formen seiner Vasen und Krüge, ja er beanspruchte ihre Mitarbeit so sehr, daß Sarahs Spinnrad schließlich im Atelier aufgestellt wurde. An ihrem Teetisch aber probierte die junge Hausfrau die neuesten Kannen aus und wählte jeweils diejenigen, welche am besten und angenehmsten in der Hand lagen. So ist es weiter nicht verwunderlich, daß die Manufaktur hauptsächlich bekannt wurde durch ihr Gebrauchsgeschirr. Die größte Aufmerksamkeit wurde dabei dem rahmfarbigen Steingut geschenkt, dessen Qualität durch unablässige Verbesserungen so gesteigert wurde, daß es bis zum heutigen Tage als das beste gelten kann. Als die Gattin Georgs des Dritten ein rahmfarbener Teeservice bestellte und in ihrem Entzücken über die Ausführung des Auftrags Josiah Wedgwood erlaubte, alles rahmfarbene Geschirr „Queensware" zu nennen, als auch Katharina II. von Rußland einen Service von 952 Stücken bezog, Stücke, deren jedes mit einer andern englischen Landschaft bemalt war, da konnte der Burslemer Töpfer in London einen Verkaufs- und Ausstellungsraum eröffnen, und sein Glück war gemacht.

Josiah war kein eigentlicher Künstler; aber er wußte genau, was zu seinem Material paßte. Noch heute folgt unser Auge entzückt den klaren, einfachen Linien und Formen seiner Vasen, Urnen, Kameen und Medaillons, seiner Töpfe und Krüge, Schüsseln und Schalen, und wir bewundern das Geschmackvolle, Zurückhaltende, Zarte und doch so Elegante seiner Ornamentierung und Dekoration. Als Josiah Wedgwood, 64jährig, starb, schuf ihm sein Reliefbildner ein Grabmal mit der Inschrift: „Er wandelte ein rauhes und unbedeutendes Handwerk zu einer gefälligen Kunst um und zu einem gewichtigen Teil des nationalen Handels."

Die Wedgwood-Fabrikation hat zwei Weltkriege überdauert. Vor einigen Jahren bezog das Unternehmen neue, ganz große Fabrikräume in Barlaston. Dort werden nun im modernsten, rationellsten Rahmen wieder die alten, schönen Stücke hergestellt, denn die Formen und Dekors — rund 2500 — sind gleich geblieben und erleben heute ihre zweite Mode.

Das beliebteste Muster ist wohl das Landschaftsdekor. Die einfachen, glatten Formen der Teller, Schüsseln usw. bedeckt ein stets wechselndes Landschaftsbild, umgeben von einem reichen Blumenkranz. Traditionellerweise ist das „Landscape-Muster" blau; es gibt aber auch hier ein etwas anderes Landschaftsdekor, das schwarz ist. Die „Queensware", die älteste Art von Wedgwoodgeschirr, hat ausgebogene Ränder und ist mit einem lockeren Blumenmuster dekoriert, das je nach Geschmack blau, rot oder grün ausgeführt wird. Alle Wedgwoodmuster sind „Prints", das heißt nach alten Druckstöcken unter der Glasur auf die Stücke gedruckte Bilder. Diese Tatsache, verbunden mit dem hohen Grad der Brennhitze, dem die Ware ausgesetzt wird, macht den Charme und die besondere Haltbarkeit der Wedgwood-Qualität aus. A. O.

(Nach einem Artikel im „Schweiz. Wirtschaftlichen Volksblatt".)

Veranstaltungen

Frauenstimmrechtsverein Zürich
(Union für Frauenbestrebungen)

Oeffentliche Versammlung

Freitag, 5. Nov. 1948, punkt 20 Uhr, im Klubzimmer des Kongreßhauses, 1. Stock, Eingang Alpenquai.

Wünsche der Zürcher Frauen zur Revision des Steuergesetzes:

1. Einleitendes Referat und kurzer Ueberblick über die verschiedenen bereits erfolgten Abänderungsvorschläge.
2. Orientierung über eine bevorstehende Eingabe betreffend die Wünsche der Zürcher Frauen zur Revision des Steuergesetzes.
3. Diskussion.

Der Vorstand.

Schweiz. Fachschule für Detailhandel

Frauen-Tagung

Die Berufstätige Frau im Detailhandel

Gemeinsame Tagung der selbständig erwerbenden Frauen im Detailhandel, zusammen mit den Frauen von selbständig erwerbenden Detaillisten.

Sonntag, den 14. November 1948 in Zürich

im Kongreßhaus (Kammermusiksaal), Eingang II, Gotthardstraße.

Programm:

10.30 Uhr **Begrüßung der Frauen aus dem mittelständischen Detailhandel** durch Dr. Placidus Maissen, Zürich, Präsident der SFD

10.45 Uhr **Die Frau als Selbständigerwerbende im Detailhandel,** von Frau Anne J. Haettenschwiller, Glion-Montreux.

11.30 Uhr **Die Frau als Kameradin in der Arbeit,** von Walter Suter, Papeterist, Zürich.

12.15 Uhr **gemeinsames Mittagessen im Konzert-Foyer**

14.00 Uhr **Beruf und Familie** von Pfr. Karl Zimmermann, Zürich

14.45 Uhr **Die Ethik in der Berufsarbeit der Frau,** von Frau Maja Compeer-Freudweiler, Glion-Montreux.

15.30 Uhr **Die Berufsbildung als Helferin im Geschäft,** von Frau Emma Vogler-Schönmann, St. Gallen

16.15 Uhr Freie Aussprache

16.45 Uhr Dank und Schlußwort

Anmeldung: Bis spätestens Samstag, den 6. November 1948 an: Schweiz. Fachschule für den Detailhandel, Zürich, Postfach Hauptbahnhof. Der Unkostenbeitrag von Fr. 15.— ist gleichzeitig mit der Anmeldung einzuzahlen auf: VIII 5754 Schweiz. Fachschule für den Detailhandel, Zürich.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68,

G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistraße 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen
Vertrauenshaus für schöne Polstermöbel, gute Bettwaren, Vorhänge usw.

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
Gipfelstube
W. Hertschi, Sohn Zürich

Fenner
Rathausbrücke, Zürich
Tel. 23 67 20
Große Auswahl in Woll- und Seidenstoffen - aparte Garnituren, Mercerie

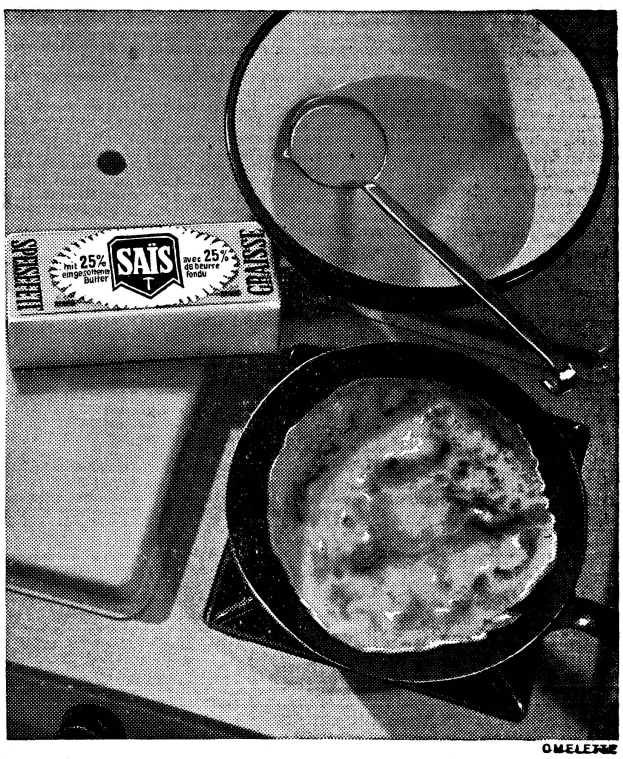
Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 249 29

Rüegg-Naegeli
PARKER
Bahnhofstr. 22 - Zürich

Mollig warme Unterwäsche für kühle Tage kaufen Sie gut und preiswert im Spezialhaus
SOMMERAU
MÜLLER z. SOMMERAU · ZÜRICH
Theaterstr. 8 Tel. (051) 24 12 70

Brutto 500 Gr.
EIER-HÖRNLI
PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G. WILA
Hotz A.G. TEIGWAREN sind Vorzüglich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie Zürich 1 Schützengasse 7 Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7 Telephon 27 48 88



Jede Hausfrau weiss... Das beste Oel und Fett ist SAÏS!
SPEISEFETT SAÏS SPEISEOEL

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

Alles, was schneidet ...von SCHÄR
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 28

Inserieren bringt Erfolg!

SCHAFFHAUSER WOLLE

Berücksichtigt bei Euern Einkäufen die Inserenten des Frauenblattes!

Frau E. Studer-de Goumoëns zum 70. Geburtstag

(4. November 1948)

Eine Redaktorin ist wie eine Hausfrau und Mutter: stets denkt sie an die Andern und ist für sie bereit. Kommt dann aber ihr eigener Ehrentag, so ist es nur recht und billig, daß sie sich einmal an den gedeckten Tisch setzen darf, was in diesem Falle heißen will, daß Andere für sie schreiben.

Wenn auch unser liebes Geburtstagskind große Worte nicht liebt, so muß es uns doch erlauben, bei dieser Gelegenheit davon zu reden, was es für uns Alle ist und schon geleistet hat. — Lassen Sie mich in erster Linie von Winterthur reden, das der Bernerin zur zweiten Heimat geworden ist. Durch meine eigene Mutter von Kind auf mit der sozialen Arbeit und den Frauenfragen vertraut, bin ich, soweit ich zurückdenken kann, immer wieder dem Namen von Frau Studer begegnet. Mit besonderer Energie setzte sie sich während des ersten Weltkrieges für die Zusammenfassung aller fraulichen Kräfte in der Frauenhilfe ein, aus der dann, wiederum stark von ihr befürwortet, die Frauenzentrale Winterthur hervorging. — Als Vertreterin der Freisinnigen wurde Frau Studer neben Frau Dr. Kilchenmann als erste Frau in die Schulpflege gewählt, wo sie während vielen Jahren mit großem Interesse mitarbeitete. Der zweite Weltkrieg brachte ihr mit der Polenhilfe ein neues Gebiet der Betätigung, das weit in ihr privates Leben hineingriff und ihr Haus mit Heimatlosen aller Art füllte. Daß sich Frau Studer ihren besondern Interessen entsprechend auch in Winterthur für die politischen Rechte der Frauen, für die Abstinenzbewegung und den Kampf gegen die Tuberkulose einsetzte, liegt auf der Hand.

*

Eine Frau von der Art von Frau Studer konnte sich aber nicht auf ihren engern Kreis beschränken. Ueber ihre Verdienste für die

Stimmrechtsbewegung

schreibt Frau A. Leuch in Lausanne, ihre langjährige Mitarbeiterin:

Mit dem weiten Kreise der Schweizerfrauen melden sich heute auch die Freunde aus der Stimmrechtsbewegung, um Frau El. Studer zum 70. Geburtstage Glückwunsch und Dank zu entbieten: Glückwunsch, weil sie diesen Festtag im Kreise ihrer Lieben in Gesundheit und unverminderter geistiger Schaffenskraft erleben darf; Dank, für alles, was sie in den langen Jahren ihres Lebens für unsere Sache geleistet hat und noch leistet.

Frau Studer war von jeher eine Kampfnatur; sie hat sich nie gescheut, mit offenem Visier für eine Idee einzutreten, die sie als richtig und wertvoll erkannt hatte. Furchtlos hat sie stets bekämpft, was ihr reformbedürftig erschien. Dabei ist die politische Gleichberechtigung der Frau eines der Postulate, die sie von jeher vertreten und nach Möglichkeit unterstützt hat. Nicht allein ihr Gerechtigkeitssinn und ihr demokratisches Empfinden haben El. Studer schon in frühester Zeit für diese Forderung gewonnen, sondern ebensosehr sachliche Erwägungen, die sich ihrem praktischen Frauensinn aufgedrängt haben. Als Gattin und Mitarbeiterin eines Arztes, als kluge Hausfrau, als Mutter heranwachsender Kinder erkannte sie schnell, daß ein großer Teil der öffentlichen Fragen der direkten Unterstützung der Frau dringend bedürfen. Und so kam es von selbst, daß sie sich zugleich mit der Lösung sozialer und ethischer Probleme auch mit dem notwendigen Werkzeug für deren Bearbeitung, nämlich mit dem Frauenstimmrecht auseinandersetzen mußte. Wir erwähnen aus ihrem großen Wirkungskreis nur die Alkoholfrage, die vielseitigen Probleme der Haus- und Volkswirtschaft, des öffentlichen Erziehungswesens u. a. m., welche nur durch Mitberatung und Mitbestimmung der einschlägigen Gesetze und ihrer Anwendung wirksam durch die Frau unterstützt werden können.

Ihre innere Ueberzeugung im Sinne der Stimmrechtsbewegung hat El. Studer in die Tat umgesetzt durch unentwegtes Eintreten in Wort und Schrift und durch ihre Mitarbeit in der Sektion Winterthur. An unserer denkwürdigen Saffagneralversammlung im Jahre 1928 nahm sie eine Wahl als Mitglied des Zentralvorstandes des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht an. Sie blieb diesem Amte 12 Jahre lang treu, bis sie sich im Jahre 1940 auf Grund einer selbst gesetzten Altersgrenze zum Leidwesen aller ihrer Kollegen zurückzog. Denn trotz starker häuslicher und außerhäuslicher Belastung folgte sie allen Sitzungen und bearbeitete sämtliche Fragen mit größter Gewissenhaftigkeit. Mit der ihr eigenen temperamentvollen Lebhaftigkeit wirkte sie befruchtend auf alle Verhandlungen.

Der schweizerische Stimmrechtsverband dankt heute ihr selbst und Herrn Dr. Studer für alle Opfer an Zeit und Kraft, die sie unserer Bewegung gebracht hat. Wir wissen es hoch zu schätzen, daß sie in ihrer heutigen Tätigkeit stets eindrucksvoll für unsere Sache eintritt und wir möchten ihr und uns wünschen, daß es ihr vergönnt werde, noch die Früchte ihrer Arbeit zu ernten.

*

Eine andere große, schweizerische Sache liegt ihr, der ehemaligen Krankenschwester, am Herzen, die

Schweizerische Pflegerinnenschule

Frau Oberin Dr. L. Leemann, die selber ja mit dieser Arbeit so eng verbunden ist, berichtet uns darüber:

Die Schweizerische Pflegerinnenschule in Zürich zählt Frau Dr. Studer mit Dank, Freude und Stolz zu den Ihrigen: als Ehemalige, als Chronistin, als Mitglied der Kommission und als Delegierte in den Vorstand des Krankenpflegeverbandes Zürich.

Als Ehemalige: ein Jahr nach Eröffnung der Pflegerinnenschule war Elisabeth von Goumoëns als begeisterte Schülerin eingetreten und hatte sich 1905, nach 3jähriger Lernzeit, das Diplom in Krankenpflege erworben. Mit welcher Lebendigkeit erzählt sie auch heute noch ihre Erlebnisse aus jenen inhaltsreichen Schwesternjahren!

Als Chronistin: in der Broschüre „25 Jahre Schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital in Zürich", welche Elisabeth Studer 1926 zum 25jährigen Bestehen dieses Frauenwerkes verfaßte, fand ihre Verbundenheit mit dieser Institution, ihr Verständnis für die Aufgaben einer Schwesternschule und eines Krankenhauses, sowie für die Bedeutung guter Schwestern für das Volkswohl beredten Ausdruck. Mit ihrer schönen Handschrift trug sie den ganzen Text selbst (während der Ferien) in den Chronikband der Pflegerinnenschule ein.

Seit 1919 trägt Frau Dr. Studer als Mitglied der „Kommission für Krankenpflege des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins", dem Stiftungsrat der Pflegerinnenschule, in aller Form die Verantwortung für das Werk mit. Von 1927 bis 1932, in einer Epoche starker Entfaltung der Pflegerinnenschule, arbeitete sie zudem in den häufigen Sitzungen des Leitenden Ausschusses rege mit und vertrat die Schule während einer Reihe von Jahren im Krankenpflege-Verband Zürich. Wo immer Frau Dr. Studer mitarbeitet, setzt sie sich ganz ein. Ihre Initiative, ihr gesundes Urteil und ihr mutiges Eintreten für ihre Ueberzeugung werden auch in der Pflegerinnenschule hoch geschätzt: Sie verbinden sich in schönster Weise mit Menschenkenntnis, Feingefühl und Charme.

Ich erinnere mich sehr wohl an die ersten Begegnungen mit ihr. Wie wäre es anders möglich, liebe Frau Doktor! So warm und klar schauten Ihre Augen in mich hinein, so voller Einfühlung in die mir neue Oberinnenaufgabe! Und dann folgten die vielen gemeinsamen Sitzungen, in die Sie, heute wie früher, natürliche Frische und reiche Anregung bringen. Stets sind Sie mit wachem Interesse dabei und wie oft erteilen Sie den besten Rat! Aber auch die reizenden Weihnachtspäckchen für die Patienten, welche Sie, die Vielbeschäftigte, zeitig zu schicken nie unterließen, sind unvergessen, wie so manches liebe, mütterliche Wort.

Von Herzen sind wir Ihnen zugetan, liebe Frau Doktor. Wir danken Ihnen für alles, was Sie der Pflegerinnenschule als Ganzes und uns Einzelnen schenken durch sich selbst, durch Wort und Schrift und durch Ihr unentwegtes Mitgehen in guten und schweren Zeiten. Und wir wünschen, daß Sie noch lange weiterfahren können, so Vielen Gewissen und Ansporn, Beraterin und Mutter zu sein.

*

Nachdem nun die Gäste zum Worte gekommen sind, meldet sich zum Schluß die eigene Familie, das Schweizer Frauenblatt. Da ist es mir vor allem eine Freude und ein Bedürfnis, Frau Studer im Namen des Vorstandes recht herzlich zu ihrem Geburtstage zu gratulieren und zu wünschen, daß die wundervolle körperliche und geistige Frische, derer sie sich erfreuen darf, noch lange Jahre bleibe und daß ihr weiterhin die Kraft für ihre vielen Aufgaben geschenkt werde.

Seit der Gründung ist Frau Studer mit dem Schweizer Frauenblatt verbunden. Sie gehörte dem Initiativcomité an und wurde in der Gründungsversammlung vom 21. November 1925 in Vorstand und Redaktionskommission gewählt. Von 1930 bis 1939 war sie Präsidentin. Je und je hat sie sich lebhaft für die Redaktion interessiert und übernahm in Ferien- und Krankheitszeiten der Redaktorin bereitwillig die Stellvertretung. Im Sommer 1945, als das Blatt plötzlich ohne Redaktorin war, trat sie schnell in die Lücke und übernahm dann, da die Führung des Blattes durch sie allseitig anerkannt wurde, mit Freude in definitiver Form den Redaktionsposten. Was es für mich, die ich seit dem Tode von Frau Dr. Züblin als Vizepräsidentin amten muß, bedeutet, mich auf Frau Studer so sicher verlassen zu können, brauche ich kaum zu sagen. Besonders schmerzlich kam mir allerdings beim Schreiben dieser Zeilen erneut zum Bewußtsein, wie groß der Verlust ist, den wir mit Frau Dr. Züblin erlitten haben.

Wir alle kennen die temperamentvolle und kluge Art von Frau Studer; wir schätzen sie als Redaktorin und in ihren eigenen Artikeln, auch wenn wir ihre Ansicht nicht immer teilen.

*

Frau C. Wyderko-Fischer, Leiterin der Frauenblatt-Administration, schreibt über die

Zusammenarbeit mit Administration und Druckerei:

Ungewöhnlich reiche Geistes- und Herzensgaben unserer Redaktorin haben in 17jähriger Zusammenarbeit zwischen ihr und der Leiterin der Administration ein mütterlich-freundschaftliches Verhältnis geschaffen, für das wir ihr heute anläßlich ihres 70. Geburtstages danken möchten:

Als im Jahre 1930 die Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt" beschloß, Druck und Administration ihres Blattes ab 1931 der Buchdruckerei Winterthur AG. zu übergeben, amtete unsere liebe Jubilarin als Präsidentin der Genossenschaft. Sie leitete alle Verhandlungen um Druck- und Administrationsvertrag mit der Druckerei und die Uebergabe der umfangreichen Akten an die Administration. Schon damals lernten wir ihre glückliche Natur kennen, die trotz temperamentvollem Einstehen für eine gute Sache, sich bei heiklen Situationen mit Einfühlungsgabe und feinem weiblichem Instinkt einsetzte.

Bald durften wir sie oft in unserem Bureau sehen, wenn sie ihre redaktionellen Beiträge der Setzerei brachte oder mit uns diese oder jene propagandistische Frage besprach. — Unentwegt heiter und optimistisch, für alles gute Neue und jede Hilfe bereit, gab sie uns Jüngeren ein Beispiel der unerschütterlich guten Laune, der geistigen Spannkraft in jeder Lebenslage.

All diese Eigenschaften bewähren sich erst recht im täglichen, geschäftlichen Verkehr, seitdem Frau Elisabeth Studer, im Jahre 1945, die verwaiste Redaktorenstelle unseres Blattes übernahm. Damit wurde sie bei uns täglicher Gast. Wie sie nun all diese vielfältige Arbeit, die große Anpassungsfähigkeit, Weitsicht, Belesenheit und Arbeitskraft verlangt, neben der Betreuung des großen Arzthaushaltes fast spielend bewältigt, das können wir, die wir im täglichen Kontakt mit ihr stehen, am besten beobachten. Daß sie dabei stets ein offenes Haus führt, in dem Freunde der Familie, ihre Söhne, ihre Tochter, Flüchtlinge, Heimatlose, wie bei sich zuhause ein- und ausgehen, das erhöht Jahr für Jahr unsere Achtung und Verehrung. Immer und jederzeit hat sie ein offenes Herz für alle Sorgen und Probleme ihrer Mitmenschen.

Für gelegentliche „Betriebsunfälle", ungeschickte Druckfehler, bezeugt sie immer wieder menschliches Verständnis, wie überhaupt auch der schöne Verkehr mit dem Metteur und der Setzerei mit dazu beiträgt, daß die Zusammenarbeit selten freudig ist. Fast täglich findet sie Zeit auf dem Bureau der Administration, in der Setzerei vorbeizukommen, um Artikel zu bringen, Korrekturen durchzusehen, dieses oder jenes Schreiben einer Mitarbeiterin oder Abonnentin zu besprechen. Daß bei diesen Zusammentreffen nicht immer nur Geschäftliches zur Sprache kommt, das ist bei der offenen, teilnehmenden Natur von Elisabeth Studer Selbstverständlichkeit und trägt zum gegenseitigen Verständnis bei. — Wie ein frischer Frühlingswind erscheint sie und spornt uns an mit ihrer Tatkraft, mit ihrem immer wachen Sinn für alle Tagesfragen und Probleme. So stehen wir Jüngere bewundernd vor dieser unerschöpflichen Arbeitskraft, vor diesem noch so jungen Geist, die uns Beispiel sind und uns — so wünschen wir — noch recht lange erhalten bleiben mögen.

*

Wie beim Frauenblatt, so ist es überall, wo Frau Studer arbeitet. Immer setzt sie sich mit Tatkraft und Ueberzeugung ein, ihrer Natur entsprechend oft in etwas kämpferischer Art. Stets aber spürt man dahinter ihre gerade Ueberzeugung und ihr warmes Herz. Möge sie in dieser Weise noch lange für ihre Familie, für uns Frauen und die Allgemeinheit wirken können.

Elisabeth Nägeli

Liebesgaben

Die Schweiz — einst Verkörperung sommerseliger Ferienfreuden, ein Begriff, mit dem sich hochragende Berge und klarblaue Seen, duftende Wiesen und gemächlich weidende Herden verbanden — diese geliebte Schweiz ist für uns Deutsche so etwas wie ein verlorenes Paradies geworden. Die Tür ist zugeschlagen, die uns Blick und Weg freigab in dieses Land der Freiheit und des glücklichen Friedens.

Aber die Liebe, die alles überwindet und der das Geben seliger ist als Nehmen, die helfende Güte von Mensch zu Mensch hat gesorgt, daß aus diesem Paradies greifbare Sonnenstrahlen in unser Dunkel dringen, und daß sich die geschlossene Tür auftut für einen breiten Segenstrom, der sich in unser hungerndes Volk ergießt. Basel, Zürich, Luzern sind Begriffe

---

Man muß es ihnen sagen

Erzählung von Hermynia Zur Mühlen

Im Juni fing das kleine Mädchen an die Tage zu zählen, die es noch von den Ferien trennten. Mit acht Jahren hatte es die Entdeckung gemacht, daß die Tage nicht immer die gleiche Länge haben. Manche, gegen Ende der Ferien, laufen wie verrückt, schneller als Pferde, schneller als Autos, — andere wiederum, die vor den Ferien, schleichen dahin wie Schnecken, oder wie der alte Mann, der Sonntags vor der Kirche bettelt, und dem das kleine Mädchen zehn Heller geben durfte. Das kleine Mädchen sprach mit dem Vater über diese seltsame Entdeckung und konnte ihm nicht glauben, daß die Tage immer gleich lang seien, und nur Sehnsucht oder Angst aus einer Stunde zwei, bisweilen sogar drei, oder aber eine halbe, bisweilen auch nur eine Viertelstunde machen konnten. Das mit der Sehnsucht verstand es, sehnte es sich doch viele Monate lang nach dem Tag, da es hieß: „Morgen fahren wir nach Wognin." Wognin hieß das Gut in der Slowakei, doch hätte es, zumindest für das kleine Mädchen, ebenso gut „Der Himmel" oder „Das Paradies" heißen können. Vielleicht liebte es nicht einmal so sehr das alte Schloß und das Gut selbst, wenngleich die Fohlenkoppel genau so schön war, wie der Garten Eden gewesen sein mochte, — aber noch schöner, aufregender, herrlicher war das kleine Dorf mit den bunten Häusern, den winzigen Läden, dem Wochenmarkt. Und dieses Jahr war alles ganz besonders wundervoll, weil das arme Fräulein zu seiner kranken Mutter gereist war, und das kleine Mädchen, jetzt war es schon zehn Jahre alt, allein ins Dorf gehen und mit den Dorfkindern spielen durfte.

An einem hellen sonnigen Tag zog es zeitig aus, nett und sauber in einem weißen Kleid, strahlend vor Freude. Als es in die Bachgasse einbog, hörte es ein wüstes Geschrei und lief in die Richtung, aus der der Lärm kam. Eine halbe Stunde später kehrte es heim, verzaust, das schöne weiße Kleid beschmutzt und zerrissen, weinend, keuchend, mit rotem Gesicht.

Die Eltern saßen noch beim Frühstück, als es auf die Veranda gestürzt kam.

„Wie schaust du aus?" fragte die Mutter streng. „Geh dich sofort umkleiden."

Der Vater jedoch warf einen Blick in das kleine Gesicht und sagte: „Setz dich, Nina. Was ist geschehen?"

Nina keuchte, rang nach Atem, schluchzte, brachte endlich unzusammenhängende Worte hervor: „Der Jan und der Hanus und der Svata und große Sohn vom Müller Nedbal . . ."

„Ja?", fragte der Vater sanft. „Was ist's mit ihnen?"

„Du mußt sie verprügeln, Vater, aber gleich. Komm mit mir, du mußt sie verprügeln."

„Warum denn?"

Das kleine Mädchen schneuzte sich. Seine Stimme zitterte, jetzt jedoch vor Zorn.

„Weißt du, was sie getan haben? Alle vier, die großen Buben, und der Nedbalsohn ist sogar schon erwachsen . . . alle vier haben sich auf den kleinen Heini gestürzt, du weißt doch, Vater, den Heini Neuwirth, haben ihn verprügelt, vier gegen einen, und er ist doch noch so klein, und dann haben sie ihm Steine nachgeworfen und ‚Jid' geschrien . . ."

Die Mutter runzelte die Stirn. „Sch habe dir doch immer gesagt, Nina, daß du nicht mit den Dorfratzen spielen sollst. Das kommt davon. Schau dein Kleid an."

„Verstehst du denn nicht, Mutter, sie haben zu viert den kleinen Heini geschlagen, haben ihm Steine nachgeworfen, haben . . ."

„Bestien", sagte der Vater ärgerlich. Und fragte dann gespannt:

„Und was hast du getan, Nina?"

„Ich hab dem Jan eine heruntergehauen, er ist der kleinste", sagte Nina, „und hab sie beschimpft und ihnen gedroht. Da sind sie weggelaufen. Feig sind sie auch, die Bestien!"

„Du sollst keine so gemeinen Ausdrücke benützen, Nina", rügte die Mutter.

„Aber der Vater hat doch selbst . . . Und sie sind Bestien. Vier gegen einen. Stärkere gegen einen Schwachen. Komm, Vater, verprügeln wir sie."

„Das geht nicht, Nina."

„Aber es muß doch etwas geschehen. Es war niemand sonst auf der Straße. Niemand weiß, was die schlechten Buben getan haben. Vater . . ."

„Schau, Nina, ich kann da gar nichts tun", sagte der Vater, und wenn es nicht so unglaublich gewesen wäre, Nina hätte geglaubt, er sei verlegen geworden. Sie überlegte. „Etwas muß geschehen."

Die Mutter sah ärgerlich drein. „Misch dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen. Und jetzt zieh dich um."

Der Vater meinte begütigend: „Schau, Nina, so etwas kommt vor. Die Menschen wissen nicht . . ."

„Sie wissen nicht?" Der helle Sommertag, der für Nina mit einem Mal dunkel und traurig geworden war, leuchtete von neuem in hellem Glanz. „Freilich, wenn sie es nicht wissen . . . Dann sind sie nicht ganz so schlecht. Aber man muß es ihnen sagen."

Der Vater blickte sie besorgt an. „Da wirst du viel zu tun haben, mein Kind."

„Geh dich umziehen", wiederholte die Mutter.

Nina nickte und ging, doch dachte sie nicht daran, sich umzukleiden. Verraust, schmutzig, im zerrissenen Kleid, lief sie ins Dorf zurück. Sie wird allen Menschen erzählen, was geschehen ist, und alle werden empört und zornig sein und die bösen Buben strafen. Wenn so etwas geschieht, nur weil die Menschen es nicht wissen, so wird es nicht schwer sein, dem abzuhelfen. Man muß es ihnen nur sagen. Und das wird sie tun.

Ihr erster Weg führte zum Pfarrer. Nina mochte den jungen Hochwürden, der nach dem Tod des guten alten Pfarrers gekommen war, nicht. Er sah streng und böse aus. Aber er ist ein großer Mann, auf ihn hören alle. Sie läutete am Pfarrhaus. Der Pfarrer öffnete selbst, und Nina wartete nicht einmal, bis er sie in die Stube einlud. Im Korridor stehend, erzählte sie ihm, was geschehen war. „Sie müssen", schloß sie, „Hochwürden, die Buben ex-ko-muni-zieren!" Und sie dachte an den Kaiser Heinrich und an Canossa, von dem sie in der letzten Religionsstunde vor den Ferien

geworden, die matte Augen aufleuchten und rauhgewordene Hände sich dankbar falten lassen.

Wer könnte besser davon sagen als ich, die ich sozusagen „Wassermeister" sein darf an diesem Strom der guten Gaben, hier in meiner Verteilerstelle des Deutschen Caritasverbands für Liebesgaben aus dem Ausland! Die ich tagtäglich die ersehnten Pakete in die Hände der glücklichen Empfänger legen und aus- und eingehen kann in dem Raum, in dem die kostbaren Gaben hochgestapelt ihrer Bestimmung warten!

„Wenn man die Mitteilung von Ihnen bekommt, daß ein Paket daliegt, kann man nachts fast nicht mehr schlafen vor Erwartung", sagte einmal treuherzig ein Familienvater, dem mit einem „Kinderhilfe"-Paket für einige Zeit die drückendste Sorge um die Ernährung der Seinen abgenommen worden war. Wie oft höre oder lese ich in den dankbaren Briefen: „Wir haben bei der Nachricht, daß wir uns ein Lebensmittelpaket abholen können, vor Freude geweint!"

Ist es da verwunderlich, wenn ich mich jeden Morgen neu auf die Arbeit freue, daß ich es kaum sehe, wenn mich mein Weg durch die zerbombten Straßen führt, wo auch das Grün der Bäume nicht völlig die kahlen Häuserruinen zu verdecken vermag? Ja, selbst das Abladen der Lastwagen, die die Pakete heranbringen, wird zur leichten Mühe, weil man so unendlich viel Freude hereintragen und weitergeben kann.

Wenn nach Ankunft einer neuen Sendung die Benachrichtigungen an die Adressaten abgeschickt sind, braucht man meist nicht lange auf die Abholer zu warten. Oft erscheinen sie gleich am nächsten Tage, ja, neulich ist ein älterer Mann, nachdem ihm der Briefträger eben den bewußten schönen Brief ausgehändigt hatte, über die Bahngeleise weg in den eben abfahrenden Zug gesprungen, um nur recht schnell zu seinem Paket zu gelangen.

„Vati, du mußt gleich wieder in die Stadt fahren, unser Paket ist da!" So habe ihn sein Töchterchen empfangen, als er aus dem Büro gekommen sei, erzählte mir ein Herr, und er war trotz aller Müdigkeit diesem Befehl nur zu gern nachgekommen. Daß allerdings die Schweizer Pakete, die ja mit Sondergeleiten transportiert werden und daher weder postgemäß verpackt noch freigemacht werden, keine Auslandsmarken tragen, war eine bittere Enttäuschung für einen kleinen Briefmarkensammler, der neulich seiner Mutter tragen half.

Oft sieht man mit Bedenken so ein schmales junges Frauchen oder ein altes Mütterchen mit einem schweren Paket weggehen, das es kaum zu tragen vermag. Aber die Besorgnis wird schnell zerstreut durch ein glückliches Lachen: „Mit so etwas schleppt man sich nur zu gern!"

Schwere Ueberlegungen und Beratungen gibt es dort, wo der Spender dem Empfänger die Wahl des Packettyps überlassen hat. Entschließt man sich nun nach Quantität oder Qualität? Ein Glück nur, daß die Pakete verschlossen sind; der Anblick der so appetitlich angeordneten Herrlichkeiten würde den Entschluß noch viel schwieriger machen.

Wenn der Absender seine Spende noch nicht brieflich angekündigt hat, gibt es oft eine gespannte Erwartung, woher „es" denn komme, und dann ein dankbares Erkennen und Rückerinnern: „Ach, meine Freundin aus der Kinderzeit, die sich ins Ausland verheiratet hat! Die gute Seele!" Oder: „Ein ehemaliger Nachbar, dem ich früher manche Gefälligkeit tun konnte!" „Mein früherer Meister, bei dem ich auf der Wanderschaft gelernt habe!" Oder es ist gar ein Kriegskamerad, einmal sogar ein ehemals feindlicher Wachtposten aus dem Gefangenenlager, mit dem sich ein Freundschaftsverhältnis angebahnt hatte, der jetzt in der Not die hilfreiche Hand bietet.

Ganz vom Glück Begünstigte, die sich allmonatlich „ihr" Paket abholen können und als „Stammkundschaft" bekannt sind und keines Personalausweises mehr bedürfen, kennen die Packettypen und ihren Inhalt oft besser als wir, die wir nur selten einmal eines der Pakete offen zu sehen bekommen. Aber auch diese Bedachten kommen jeweils in einer gewissen Feststimmung zu uns.

Das ist überhaupt das Schöne, daß alle die Menschen, die der Hunger schon so reizbar und mißmutig gemacht hat, wenn sie zu uns in die Ausgabestelle kommen, fröhlich und erwartungsvoll sind wie die Kinder am Heiligen Abend, hilfsbereit und duldsam gegen einander, dankbar und aufgeschlossen gegen uns.

„Kraft", „Labsal" und „Hilfe" schöpft man jedenfalls nicht nur aus den Paketen dieser Typen, sondern wir alle nehmen sie aus dieser großherzigen Aktion und aus der Freude, daran mitarbeiten zu dürfen.

Dr. jur. Margot Abt.

Ernährung bei Fieber

Seit man das Fieber, die Selbstdurchhitzung des Körpers, als sein Hauptabwehrmittel versteht und den Helfer zur Genesung nicht mehr mit der Krankheit verwechselt (vgl. „Vita"-Ratgeber Nr. 54), trachtet man nicht mehr, ihn zu hemmen, sondern zu unterstützen und nur seinen Uebereifer zu zügeln, wenn der Anstieg des Fiebers bedrohlich wird. Die Fieberdiät erhält damit den Vorrang vor Arzneien.

Ein paar allgemeine Winke für die Ernährung des Fieberkranken haben wir schon in Nr. 54 gegeben. Manche Anordnungen wird der Arzt nach der Lage des Einzelfalles treffen; wir wollen ihm auch hier so wenig wie sonst vorgreifen oder gar ins Handwerk pfuschen. Aber viele leichte fieberhafte Erkrankungen benötigen keinen Arzt, und auch bei ernsteren oder langwierigen genügt oft Hauspflege; darum kann es sicherlich nicht schaden, wenn der Laie einigermaßen über Grundsätze und Praxis der Fieberdiät unterrichtet ist.

Maßgebend sind der Kranke und sein Appetit, nicht die Umgebung, die aus Sorge, daß er bei Kräften bleibe, ihn gern überfüttert. Der Bettlägrige braucht an sich schon erheblich weniger als der Tätige, um seinen Stoffwechsel zu unterhalten. Bei Fieber aber sinkt gewöhnlich sofort auch der Appetit ab; gegen stark eiweißhaltige Speisen wie Fleisch und Fett regt sich Widerwille. Die Natur sagt damit dem Kranken: Dein Körper hat jetzt Dringlicheres zu tun, als für seinen Aufbau zu sorgen; für etliche Tage hat er ausreichende Vorräte. Mit Eiweiß und auch Fett fängt er wenig an, wo er die Kräfte nicht frei hat, sie richtig auszuwerten. Sie belasten ihn nur unnütz, was du daran siehst, daß zuviel Eiweiß das Fieber über den naturbemessenen Grad steigert. Aber zweierlei verlangt dein Körper im Fieber: Einfuhr von Brennstoff und Erleichterung der Ausfuhr. Zum Hetzen dienen ihm am besten die Zucker- und Stärkearten — merke dir, daß unter diesen Kartoffelstärke besonders leicht verdaulich ist! —, und die Ausscheidungen erleichtert du ihm durch Früchte, Obstsäfte und auch schweißtreibende Tees. Kochsalz erschwert die Ausfuhr; du erkennst es daran, daß auf stark gesalzene Speisen das Fieber steigt. Im Fieber wird viel Körpereiweiß abgebaut, und dabei bildet sich ziemlich viel Phosphorsäure, die nur dann leicht weggeschafft wird, wenn du reichlich Kalk zuführst; deshalb setzt auch Kalkzufuhr das Fieber etwas herab.

Diese Lehren hat die Praxis der Fieberdiät zu befolgen. In den ersten 2—3 Fiebertagen, vor allem wenn das Fieber hoch ist, empfiehlt sich Fasten mit rohem Obst, etwas Kompott, Fruchtsäften und leichten Getränken; bei schwächlichen Personen gibt man noch Traubenzucker. Auch wenn das Fieber länger währt, behalten Obst, Kompott und Limonaden ihren Vorzugsplatz in der Diät. Bei den Mahlzeiten bildet die Kartoffel die pièce de résistance, bei höherem Fieber als Kartoffelbrei zubereitet. Gemüse sind, weil schwerer verdaulich, zu beschränken; aber Gemüsesäfte sind willkommen, zum Beispiel in Hafer- oder Gerstenschleim — die Schleimsuppe ist ja mit Recht als Vorgericht des Fieberkranken beliebt. Zu allen wird so wenig Kochsalz wie erträglich verwendet. Leichter Grießbrei mit Fruchtsaft und Kompotte ergänzen die Diät.

Ein aufgetürmter Teller erschlägt die ohnehin geminderte Eßlust des Fieberkranken; man lasse sich die kleine Mühe nicht verdrießen, ihm sein Essen in zwei oder drei Portionen zu reichen. Reste, die er übrigläßt, dürfen nicht aufbewahrt und ihm wieder vorgesetzt werden; noch weniger sollen gesunde Angehörige sich ihrer annehmen, selbst nicht, wenn keine Gefahr der Ansteckung zu bestehen scheint — in solchen Dingen sollte man sich immer an Grundsätze halten.

Bei der geschilderten Kost werden selbst hohe und lange anhaltende Fieber gut überstanden. Bei sonst kräftigen Menschen, auch Kindern, ist die Angst vor Unterernährung gänzlich unbegründet; sie holen nach Aufhören des Fiebers das „Versäumte" rasch wieder auf. Es bedarf dazu in der Regel nicht einmal einer besonders „kräftigen" Genesungskost, worunter immer noch irrtümlich ein Uebermaß an Fleisch verstanden wird. Ist der Kranke stark abgemagert, so wird sich ein erhöhtes Eiweißbedürfnis von selbst geltend machen, aber es darf nicht zu einem einseitigen Speisezettel verleiten.

„Vita"-Ratgeber.

Taschengeld für Kinder

Eine Mutter klagt: „Ich kann es fast nicht mehr aufbringen. Mein Liseli besucht jetzt die erste Klasse der Höheren Töchterschule. Es hat einen ziemlich weiten Schulweg. Da muß es natürlich mit dem Tram fahren. Und einen Znüni und Zabig kaufen möchte es auch. Wenn die Kameradinnen mit Brötchen und Süßzeug daneben stehen, mag es begreiflicherweise nicht gerne ein mitgebrachtes Stück Brot aus dem Papier kramen. Es käme sich auch gar ärmlich vor. Liseli hat Klassengenossinnen, die über 50 und mehr Franken Taschengeld verfügen können. Schon in der Sekundarschule hat es mir von solchen Mädchen erzählt. Man begreift es sicher. Mädchen in diesem Alter haben diesen und jenen „Glusch"; man möchte ins Theater gehen, Bücher kaufen und noch manches andere dazu. Eigentlich sind 50 Franken nicht viel, wenn man bedenkt, was heute alles kostet. Aber, du liebe Zeit, die Mädchen wollen dazu noch gut gekleidet sein, brauchen eine Skiausrüstung und hundert andere Dinge. Immer heißt es: Die andern haben und dürfen das auch! Das Kind macht mir Vorwürfe, ist unzufrieden. Und dabei spare ich mir das Geld, weiß Gott, am Munde ab! Ich darf es meinem Mann schon gar nicht mehr sagen, wenn ich Liseli wieder etwas kaufe. Er führe mit einem schönen Donnerwetter drein. Aber was nützt das? Was hilft es zu predigen: Das hätte unsere Mutter angehen sollen! Zu unserer Zeit — ich weiß doch das alles auch. Aber jene Zeit ist nun eben vorbei! Heute stellen die Kinder andere Ansprüche an die Eltern. Heinz, der in die vierte Klasse geht, fängt auch schon an, sagt, andere Buben bekämen mindestens 2 Franken in der Woche, der Robert Stolz hätte sogar fünf, der Heiri noch mehr. Der könne sich etwas leisten. Immer so trocken herumlaufen, hätte keinen Spitz! Was soll ich tun? Wie halten es andere Mütter? Ich bin manchmal ganz verzweifelt. Mein Mann hat eben keinen so großen Lohn."

Liebe geplagte Stadtmutter, da habe ich dir die Antwort einer Leidensgefährtin, die aber die Sache ein bißchen anders ansieht: „Ich kümmere mich nicht darum, was andere Leute tun, und rede in dieser Sprache auch mit meinen Kindern. Wenn es Eltern gibt, die zuviel Geld und zuwenig Verantwortungsbewußtsein den eigenen Kindern und auch deren Mitschülern gegenüber haben — denn Verschwendungssucht steckt bekanntlich an — so fühle ich mich keineswegs verpflichtet, zum Rattenschwanz der Dummen zu gehören, die sofort auf die Knie sinken und unter Seufzen und Tränen dasselbe tun. Ich sage meinen Kindern: Wir können uns das nicht leisten, und ich finde es auch nicht für nötig. Die andern gehen uns nichts an! — Unsere Tochter besucht die Töchterschule nun schon das dritte Jahr. Sie hat am Morgen und Abend eine Stunde zu gehen. Der Vater will nicht, daß sie bei dem großen Straßenverkehr mit dem Velo fährt. Das Gehen bekommt ihr übrigens ausgezeichnet. Sie sieht blühend und rotbackig aus. Das Geld für eine Skiausrüstung hat sie sich im Landdienst selber verdient. Darum weiß sie diese Ausrüstung jetzt auch zu schätzen. Es hängt mancher Schweißtropfen daran.

Unser Fritz, der Sekundarschüler, ist augenblicklich Pflasterbub an einem Bau. Nein, wir haben ihn nicht geschickt, er machte uns selber den Vorschlag, hat uns mit dieser „Ferienbeschäftigung" richtig überrascht. Und ich muß es offen gestehen, der Vater und ich, wir haben uns beide über unseren Buben gefreut. Er will sich das Geld zu einem Sonntagskleid verdienen. Wir konnten es ihm beim besten Willen bis jetzt nicht kaufen. Ich schäme mich nicht, das zu sagen, denn wir sind uns gewohnt, zu unserer Sache zu stehen. Auch der Bub hat das ohne weiteres eingesehen. Wir reden in diesen Dingen offen miteinander. Es ist ja auch keine Schande, in seinen Ferien Pflasterbub zu sein, auf alle Fälle ehrenhafter und für einen Burschen, dem die Kraft aus allen Poren schießt, in jeder Beziehung bekömmlicher als den Eltern, „die fast nicht wissen, wo das Geld hernehmen", auf der Tasche zu sitzen und an den Straßenecken herumzustehen.

Ich gebe meiner Tochter im Monat fünf Franken Taschengeld und den Buben zwei. Damit haben sie auszukommen. Gehen ihre Wünsche darüber hinaus, ist das ihre Sache. Dann heißt es eben selber Hand anlegen, und das tut gut.

Meine Kinder machen mir keine Vorwürfe, sind nicht unzufrieden. Sie haben gelernt, sich nach der eigenen Decke zu strecken wie ihre Eltern auch. Wir geben nichts auf den Schein und das Größer-Tun, als man es hat, und so haben wir auch unsere Kinder erzogen. Der Wert des Menschen liegt für uns an einem anderen Ort. Sagen Sie mir, tut man denn so einem Kinde wirklich etwas Gutes, wenn man ihm, unter eigenen Verzichten, alle Wünsche zu erfüllen sucht? Nur, weil angeblich „die andern" das auch haben — weil es nicht geringer scheinen soll! Und züchten wir „Alten" damit im Kinde nicht gerade das, was wir an der „heutigen Jugend" so sehr rügen: die Vergnügungssucht, die Aeußerlichkeit, das Großtun, die Gefühllosigkeit?

Nun gute Frau, das tue ich meinen Kindern nicht an! Sie haben zu wissen, daß Eltern keine Ausbeutungsobjekte sind, deren man sich am Ende um ihrer Einfachheit willen, später gar schämt! Bei uns gibt es noch so etwas, das Dankbarkeit und Ehrfurcht heißt — Ehrfurcht den Eltern gegenüber, die sich tagtäglich mit den kleinen und großen Sorgen des Lebens herumzuschlagen haben. Die Kinder wissen, man meint es gut mit ihnen und hat sie lieb. Man müht sich auch um ihretwillen. Sie haben keineswegs den Eindruck, „weniger" zu sein als ihre Kameraden und Kameradinnen. Ich brauche ihnen gottlob nicht mehr beizubringen: Wer sich aus eigener Kraft etwas schafft, darf mit erhobenem Kopfe neben den andern stehen. Es ist ihnen selber aufgegangen, und darüber bin ich froh.

Ich glaube bestimmt, wir Eltern sind die Schuldigen, wenn etwas in solchen Dingen nicht klappt. Wir Mütter haben uns vor allem von einem falschen Ehrgeiz zu befreien, der uns einflüstert: Die andern sollen nur ja nicht meinen! Wir sind auch jemand! Unser Vreneli darf in diesem Falle selbstverständlich auch mitmachen! Wir müssen zu einer anderen Bewertung des Menschen kommen. Ich glaube, da liegt es und am Mut, seinen eigenen Weg zu gehen. Andere Leute hin oder her!

Uebrigens würde es mich sehr interessieren, was die Lehrer zum Thema „Taschengeld für Kinder" zu sagen haben. Manche Mutter würde es sicher begrüßen, wenn mit den Eltern über diese Sache gesprochen würde. Ich merke immer wieder, wie hilflos viele Frauen ihren Kindern gegenüber sind, wenn diese größer werden und die Mutter aufzuklären beginnen über das, was die „andern" haben und was man nun selbstverständlich auch haben muß."

A. B.

Aus der „Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung".

Von Büchern

Frank G. Slaughter: „Die Goldene Insel" ... für den Sklavenhändler bringt sie Gold, für seine „schwarze Ware" bedeutet sie Elend und unmenschliches Leid. — Im Mittelpunkt des Geschehens steht Dr. Michael Stone, der für seine Zeit hervorragende Chirurg, der vom Sklavenhändler Adam Leigh in seine Dienste gezwungen wird. Heldenhaft und mutig setzt sich Stone für die Befreiung der Schwarzen ein. Damit stellt er sich — anfangs des 19. Jahrhunderts lebend, als in Amerika der Handel mit Menschenleben auf dem Höhepunkt stand — in die Reihen derer, die im Sezessionskrieg gegen diesen Schandfleck der Menschheit kämpften. — Das 388 Seiten starke Buch liest sich spannend und angenehm und ist empfehlenswerte Unterhaltungslektüre. Pan Verlag. -o

BAHNHOFBUFFET
Inh. Simon Bern
Zürich

gehört hatte. Der Pfarrer runzelte die Stirn. „So etwas kommt vor", sagte er mürrisch. „Man soll wegen eines Judenbuben nicht so viel Geschichten machen."

Nina starrte ihn an. Plötzlich lief es ihr kalt über den Rücken.

„Sie . . . Sie . . . wissen, daß so etwas . . . Sie wissen es wirklich?"

„Natürlich. Es besteht kein Grund für Sie, sich so aufzuregen." Nina fiel es auf, daß der Pfarrer sie nicht duzte wie sonst; er sprach mit ihr wie mit einem erwachsenen Menschen, über den er sich ärgert. Ihr kleines Gesicht wurde blaß und hart. „Sie haben es immer gewußt, daß so etwas geschieht, — bei uns, im Dorf?"

„Ich habe jetzt keine Zeit", erwiderte der Pfarrer.

„Keine Zeit! Das ist ja wie . . . wie die Menschen, die den Mann liegen lassen, bis der barmherzige Samariter kommt."

Das Gesicht des Pfarrers wurde rot vor Zorn.

„Ich werde mich bei Ihrem Vater beschweren", sagte er und schob Nina zur Tür hinaus.

Sie ging langsam weiter. Ihr war, als hätte ihr jemand auf den Kopf geschlagen. Er weiß es, der Pfarrer weiß es und tut nichts!

Dann ballte sie die kleinen Hände zu Fäusten: Er ist ein böser Mensch. Er wird in die Hölle kommen. Oder wenigstens für tausend Jahre ins Fegefeuer. Und wenn er stirbt, werde ich nicht für seine Seele beten. Etwas getröstet betrat sie das nächste Haus, um den Menschen zu sagen, was geschehen war. Sie ging von Bekannten zu Bekannten. Sie bat, sie wurde zornig, sie wurde verzweifelt. Sie, die immer alle Menschen geliebt hatte, fing an, die Leute im Dorf zu hassen. Denn sie wußten es alle, und keiner tat etwas.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Die Luft zitterte vor Hitze. Ninas müde schleppende Füße wirbelten feinen Staub auf. Nun war sie bereits bei allen Bekannten gewesen. So viele Häuser, dachte sie, so viele Menschen, und alle wissen es, und keiner tut etwas, keiner. Was ist das für eine Welt? Der Vater hat sich geirrt. Aber auch der Vater will nichts tun.

Sie strebte langsam, sehr langsam heimwärts. Sie haben weiter gefrühstückt, dachte sie verwirrt, als ob nichts geschehen wäre. Und die Mutter hat nur von meinem Kleid gesprochen. Ich mag nicht nach Hause gehen.

Alles war mit einem Mal so fremd geworden. Und dann kam ihr ein Gedanke, der so furchtbar war, daß sie, wie von einem Schlag getroffen, am Grabenrand niedersank und sich mit beiden Händen den Kopf hielt. Wenn das überall so ist, in der ganzen großen Welt, wenn überall Unrecht geschieht und alle Menschen darum wissen und nichts tun . . . Alle Menschen . . .

Die Sonne brannte heiß, der Himmel blau, ringsum war Schönheit und Friede. Am Grabenrand saß ein kleines Mädchen und starrte in eine tiefschwarze, undurchdringliche Nacht des Grauens. Die Tränen liefen ihm über die Wangen, und es wiederholte schluchzend, verzweifelt, ahnungsvoll: „Sie wissen es alle, sie wissen es alle!"

Lise Rioult-Stiefel im Winterthurer Kunstmuseum

Nicht jeder Spätherbst vermag, wie es in diesem Jahr geschieht, mit so ernteschweren Farbenfülle harmonisch in die schwarz-weißen Düsternisse des Frühswinters hineinzugleiten, Erfüllung und überbrückendes Versprechen in sich bergend, den Blick aus sommerlichen Lichtweiten auf einzelne Köstlichkeiten dannend, die innere Beschaulichkeit erschließend. Es ist eine glücklich gewählte Zeit gerade für die jetzt im Kunstmuseum gebotene Ausstellung der drei Stillen: Lise Rioult, Fritz Deringer, Hans Jakob Meyer.

Lise Rioult, die einzige Frau unter ihnen, geborene Winterthurerin, hatte schon im Frühjahr 1919 ausgestellt, im Frühling auch ihres künstlerischen Schaffens. Kaum den übrigens ausgezeichneten Lernjahren entwachsen, bezeugte sie damals bereits ein ausgesprochen persönliches Können und Streben. Die heutige Schau enthüllt die Ernte eines fast dreißigjährigen Arbeitens in den Bildern eines gleichsam aufgefalteten Fächers. Die eingefügten Selbstbildnisse spiegeln die seelische Landschaft, aus welcher das übrige Werk darum erwuchs. Der verhalten ernste Blick des jungen Mädchens, suchend unter aufgebogenem Hutrand vor dunkelm Grunde, leise im Schatten aufstrahlend, wird im Bilde der reifen Frau, warm, frei, offen und gebend vom lechtenden Rot getragen, in seltsame Unruhe versetzt nur durch das fein zerfranste Blau der Kornblumen am rechten unteren Rand. Wie wichtig der Künstlerin jede kleine Einzelheit ist, ohne daß sie dabei in die Falle manierierter Kleinlichkeit gerät, erkennen wir an den Bildnissen. Vor allen fallen hier jene der Mutter auf, so liebevoll, das ernst-schöne Sein ihrer Seele enthüllend.

Ein jedes der Bilder offenbart die Schwingungen unmittelbaren, echten Erlebens und läßt sein Wesentlichstes im Beschauer aufklingen von der Kopie eines der ganz Großen bis zum unmittelbaren Akkord einer Landschaft oder einer menschlichen Beziehung. Und es liegt hier oft ganz sichtbar eine überraschend suggestive Kraft im Ausdruck dieses Erlebens. Wer spürte nicht die ganz wirkliche Nässe im kleinen Bildchen „Lorient" 1928 oder das verblüffende gegen den Beschauer Herschreiten der kleinen Frauenfigur auf dem linken Trottoir der „Rue Norvin" 1937? Und so, ganz intim, unterbricht eine gleichsam episch konzipierte Gouache die eigentliche Bilderschau, um mit liebevoller Pinselspitze die kleinen vertrauten Dinge des neuen Lebensraumes festzuhalten, kleine Symbole einer großen Wandlung und aus diesem Sinne heraus wohl mit unverkäuflich bezeichnet.

Großes äußeres Geschehen weitet den Blick, neue Landschaften mit neuen Farbtönen bereichern die Palette, die Hintergründe öffnen sich, lassen auflockerndes Licht hindurch und sind nicht absondernde Folie für ein besonders Herausgehobenes mehr. Das „Lesende Mädchen" 1948 fügt sich organisch in die üppige, sommerliche Landschaft ein als besonders schöne, aber darin mitlebende Blume. Gewiß sind Cäsuren in der chronologischen Entwicklung bemerkbar und doch, wenn man sich horchend und still in die Arbeiten vertieft, spürt man, wie allen derselbe Pulsschlag eigen ist. Sie unterstehen aber dem Rhythmus, dem jede schöpferische Frauenarbeit untersteht, wenn diese trotz dem inneren Müssen ihrer Begnadung als aufbauend lebendiger Kern in ihrer Familie wirken will und muß. Die äußere Freiheit der Schaffensbedingungen kann auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht kontinuierlich sein! So liegen zwischen den sichtbaren Arbeitszeugnissen oft große Zeiten inneren Schaffens und großer Weiterentwicklung. Gewiß nichts weniger als tote Zeiten! Aber die äußeren Dokumente überraschen dann, befremden oft durch ihre scheinbar so ganz andere Art.

Allen Bildern, den frühen und späten ist liebevolle Wärme gemeinsam, wie sie aus der feinfühlenden Reinheit der künstlerischen Gesinnung und der innen Wahrhaftigkeit nur möglich sein kann. Das macht die Bilder auch so recht als gute Begleiter im eigenen Raume erwünscht, in ihrer einfachen Stille den Betrachter nie ermüdend.

Möge dieser schönen Ernte noch manche folgen, nun wohl nicht mehr in suchend weitgespanntem Blickfeld als wohl eher mit dem gütigen Wissen der Meisterschaft auf das Glücklichste beschränkt!

Elvie Speich.